

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburger Jahrbuch**

**Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und  
Heimatkunde**

**Oldenburg, 1957-**

Heinrich Schmidt: Oldenburger Land um 1000. Lebensverhältnisse,  
politische Struktur, Religion

**urn:nbn:de:gbv:45:1-3267**

Heinrich Schmidt

## Oldenburger Land um 1000

Lebensverhältnisse, politische Struktur, Religion<sup>1)</sup>

Der älteste historiographische Text unserer Region, schriftlich fixiert um oder bald nach 1300, erzählt von der Gründung des Klosters Rastede durch die Grafen Huno und Friedrich und stellt zunächst den „hochedlen“ Grafen Huno vor, der zu seiner Zeit – um die Mitte, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts – über Rüstringen, Stedingen, das Ammerland geherrscht habe. Damals nämlich sei, so bemerkt unser Text, die Burg in Oldenburg noch nicht erbaut gewesen: *Nondum enim castrum in Oldenburg constructum fuerat*<sup>2)</sup>. Noch erhob sich an ihrem späteren Platze kein adliges Machtzentrum, noch ging von hier keine adlige Herrschaft über das Umland aus, noch gab es keine Orientierung der Region auf Oldenburg, noch existierte kein „Oldenburger Land“ – schon gar nicht in der räumlichen Dimension zwischen Dammer Bergen und Wangerooge, in der wir seine Ausdehnung, seine Identität heute begreifen. Die Zeitgenossen des Grafen Huno und ebenso natürlich die Generationen vor ihnen, also auch die Menschen, die um das Jahr 1000 n. Chr. in den von riesigen Mooren umgebenen, durchzogenen, durchgliederten Siedlungslandschaften um Vechta, auf der Cloppenburger, der Wildeshauser, der Delmenhorster Geest, auf dem Ammerlande und der Friesischen Wehde, in den Wurtendörfern der Küstenmarsch und an der Unterweser ihr Dasein zu bestehen hatten: alle diese Nicht-Oldenburger mußten ohne den wirtschaftlich, politisch, kulturell orientierenden Blick auf Oldenburg, ohne irgendein Bewußtsein von oldenburgischer Identität auskommen. Doch da sie noch nichts von Oldenburg wußten, werden sie es auch nicht entbehrt haben.

Das Bewußtsein von regionalen Identitäten, überhaupt von räumlich meßbaren Zugehörigkeiten ist an bestimmte soziale Voraussetzungen, Bedingtheiten, Erfahrungen gebunden – schon gar in Zeiten, in denen die sozialen Unterschiede und damit auch die unterschiedlichen Ebenen der Welterfahrung noch sehr viel eindeutiger voneinander abgehoben waren als in den unübersehbaren Mobilitätsverhältnissen

- 1) Um Anmerkungen mit Quellen- und Literaturnachweisen ergänzte Wiedergabe eines am 14.2.2000 beim Historischen Abend im Niedersächsischen Staatsarchiv zu Oldenburg gehaltenen Vortrags.
- 2) *Historia Monasterii Rastedensis*, hrsg. von Georg Waitz, in: MGH Scriptorum XXV, S. 495-511, hier S. 498. Deutsche Übersetzung: Hermann Lübbling, *Die Rasteder Chronik 1059-1477*, Oldenburg 1976, S. 15.

---

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Heinrich Schmidt, Hugo-Gaudig-Str. 10, 26131 Oldenburg.



der modernen, urbanisierten Zivilisation. Urbane Zivilisation lag um die erste Jahrtausendwende nach Christus, wie überall in der mittelalterlichen Welt, so auch zwischen Dammer Bergen und Wangerooge, noch außerhalb aller Vorstellungshorizonte. Aber selbst jene Vorformen eines „städtischen“ Lebens, wie sie in lokaler Präsenz von Händlern und Handwerkern, in der Veranstaltung von Märkten erkennbar werden, zeigten sich hier bestenfalls in vagen, punktuellen Ansätzen – vielleicht in Wildeshausen, offensichtlicher im friesischen Jever und natürlich in der „Bischofsstadt“ Bremen. Doch sie entwickelte sich außerhalb des späteren Oldenburger Landes<sup>3</sup>).

Dessen Siedlungen verteilten sich nur erst dünn gestreut und mitunter wie Inseln in einer weitgehend noch unerschlossenen Wildnis durch die Region. Nur gelegentlich, so für die Wildeshäuser Geest, so für die Geestrandzone und das Wurtengebiet, läßt sich von einer – vergleichsweise – dichteren Besiedlung sprechen. Die Bevölkerung war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in bäuerliche Tätigkeiten eingebunden. Für die Geest bedeutete das vor allem: Ackerbau mit subsidiärer Viehhaltung, für die Marsch: Viehwirtschaft mit subsidiärem Anbau von Getreide und Gemüse<sup>4</sup>). Hier, auf den schweren Marschenböden, war Ackerbau beim damaligen Stand der Agrartechnik am ehesten noch an den Uferwällen der Wasserläufe, den Abhängen der Wurten zu bewerkstelligen; ansonsten bot sich die Bodennutzung durch Weidewirtschaft an. Die Geest öffnete dem Ackerbau auf ihren durchweg trockeneren, sandigeren Bodenwellen, den flachen Hängen der Esche weitaus bessere Möglichkeiten; schon der Name „Esch“ meint ja die ackerbaulich genutzte Flur<sup>5</sup>). Die Nutzung erfolgte im frühen Mittelalter wohl noch in Feld-Weide-Wirtschaft. Angebaut wurden vermutlich vor allem Hafer und Gerste, die man dann meist zu Grütze verarbeitete<sup>6</sup>).

Doch seit dem mittleren 10. und im 11. Jahrhundert – in einem sehr weit verstandenen Sinne also: um die Jahrtausendwende – kam es im Ackerbau auf der Geest zu Neuerungen: der Anbau von Roggen setzte sich durch<sup>7</sup>). Roggen stellte keine be-

- 3) Wildeshausen: Albrecht Eckhardt, Wildeshausen. Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert, Oldenburg 1999, bes. S. 82: es sei „nicht völlig abwegig zu vermuten, daß auch schon ein Markt existiert hat“. Jever: Holger Winkler, Die archäologischen Stadtkernuntersuchungen in Jever, in: Ein Blick zurück. Beiträge zur Geschichte des Jeverlandes, Jever 1986, S. 9-19. Knapper Hinweis bei Hajo van Lengen, Stadtbildung in Ostfriesland im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, in: Niedersächs. Jahrbuch f. Landesgeschichte (künftig: NdsJb.) 52, 1980, S. 39-57, hier S. 41.
- 4) Vgl. für die Marsch Klaus Brandt, Vor- und Frühgeschichte der Marschengebiete, in: Albrecht Eckhardt (Hrsg.), Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch, 4. Aufl. Oldenburg 1993, S. 13-36, bes. S. 31 ff. (mit Hinweisen auf ältere Literatur); für die Geest: Dieter Zoller, Aus der Vor- und Frühgeschichte der Oldenburger Geest, in: ebd. S. 37-66, bes. S. 60 ff. (mit älterer Literatur). Instrukтив, weil auf die Oldenburger Verhältnisse zu übertragen, die zusammenfassende Darstellung von Wolfgang Schwarz, Archäologische Quellen zur Besiedlung Ostfrieslands im frühen und hohen Mittelalter, in: Karl-Ernst Behre u. Hajo van Lengen (Hrsg.), Ostfriesland. Geschichte und Gestalt einer Kulturlandschaft, Aurich 1995, S. 75-92, bes. S. 83 ff.
- 5) Vgl. Artikel: Esch, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 2. Aufl., hrsg. von Heinrich Beck u.a., Band 7, Berlin/New York 1989, S. 551-559, hier S. 553 (Verf. H. Jäger).
- 6) Karl-Ernst Behre, Beginn und Form der Plaggenwirtschaft in Nordwestdeutschland nach pollenanalytischen Untersuchungen in Ostfriesland, in: Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 10, 1976, S. 197-224, hier S. 203 f.
- 7) Ebd. S. 205.

sonderen Ansprüche an die klimatischen Gegebenheiten; auch war er mit dem sandigen Lehm, dem lehmigen Sand der Eschböden zufrieden. Er brachte eine vergleichsweise größere Ausbeute an Mehl, bewährte sich also als Brotgetreide. Er wurde Anfang Oktober eingesät, Anfang August geerntet – und die Bauern lernten, daß sie ihren Acker schon nach zwei Monaten wieder mit Roggen bestellen konnten, ohne ihm eine längere Erholungsfrist gewähren zu müssen. Sie glichen seine Erschöpfung mit einer intensiveren Düngung aus. Dung: das meinte zunächst den winterlichen Stallmist; aber da er bei weitem nicht ausreichte, wurde er mit Heideplaggen gestreckt. So kam – sicher nicht von heute auf morgen, sondern in allmählicher Gewöhnung – die „Plaggenwirtschaft“ in Gang: die Nutzung der sich ausdehnenden, jetzt eigentlich erst entstehenden Allmenden, der „Gemeinheiten“, durch „Plaggenhau“<sup>8)</sup>. Erst in Wechselbeziehung zu ihr konnte sich der „ewige Roggenanbau“ behaupten, der die bäuerliche Landwirtschaft auf den Geestflächen zwischen Weser und Ems bis in die frühe Neuzeit hinein dominierte. Zu seinen strukturellen Bedingtheiten gehörten nachbarliche Regelungen, dörfliches Zusammenwirken beim Gebrauch der dorfbezogenen Eschfluren und der „Gemeinheiten“. Dörfliche Genossenschaften bildeten – gleichsam unterhalb herrschaftlicher Abhängigkeiten des bäuerlichen Lebens – ihre Organisationsformen aus: den selbstverständlich werdenden Rahmen des örtlichen Zusammenhalts auf der Geest bis in die Zeit der „Gemeinheitsteilungen“ um 1800<sup>9)</sup>. Einzelhöfe rückten im dörflichen Verband zusammen; möglich auch, daß mancherorts – so im Ammerlande – Landeserschließung und Neuanlage geschlossener Dörfer von vornherein miteinander verbunden waren<sup>10)</sup>. Doch vollzog sich die Siedlungsentwicklung, auf's Ganze gesehen, eher langsam als rasch; sie war offenbar erst im 13. Jahrhundert so weit abgeschlossen, daß keine neuen Ortschaften mehr entstanden<sup>11)</sup>. Aber auch jetzt gab es Orte mit nur vier, fünf Höfen und nur wenige Dörfer, in denen mehr als zehn Bauern nebeneinander wirtschafteten. Die Siedlungen lagen möglichst nahe an ihren Eschfluren und waren mit einem weiteren Kranz von tieferem, feuchterem Grasland, endlich von ihren ausgedehnten Allmenden umgeben: Heideflächen, Waldungen – Birke, Buche, Eiche, oft nur Buschwerk – und die Übergänge in wirkliches Unland, Moor, Wildnis, Sphären unheimlicher Mächte und Gefahren, vor denen man auch in den kultivierten Lichtungen, die es zu bewohnen, durch Arbeit zu bewahren, gegen Überwucherungen zu schützen galt, nie ganz sicher sein konnte<sup>12)</sup>.

8) Ebd. S. 204 ff. Vgl. auch K.-E. Behre in Art. Esch (wie Anm. 5), S. 555 ff.

9) Vgl. auch Dieter Zoller, Archäologische Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Ammerlandes, in: Oldenburger Jahrbuch (künftig: OldJb.) 92, 1992, S. 241-279, hier S. 259 ff.; Dieter Zoller, Beiträge zur archäologischen Landesaufnahme für den Landkreis Ammerland, in: OldJb. 89, 1989, S. 185-239, hier S. 235.

10) Zoller, Landesaufnahme (wie Anm. 9), S. 223, behauptet, „zur Zeit der karolingischen Binnenkolonisation“ sei die Ansetzung von Höfen in Gristede und wohl auch sonst im Ammerland „von der damaligen Landesherrschaft systematisch“ betrieben worden; in diesem Zusammenhang sieht er Siedlungsunternehmer, „Locatoren“ am Werke, wie sie im hochmittelalterlichen Landesausbau erkennbar werden, bleibt aber leider jeden Quellennachweis schuldig.

11) Vgl. auch Dieter Zoller, Vor- und Frühgeschichte im Raum der Gemeinde Bad Zwischenahn, in: Chronik der Gemeinde Bad Zwischenahn. Menschen – Geschichte – Landschaft, Bad Zwischenahn 1994, S. 113-132, hier S. 126: „Neusiedlungsperiode von der Karolinger- bis zur Stauferzeit“.

12) Wie aus anderen Landschaften, so sind auch aus dem Oldenburgischen zahlreiche Sagen überliefert, die sich auf den unheimlichen Charakter des Unlandes, zumal der Moore, beziehen. Viele Geschich-

Übergang zum „ewigen Roggenanbau“, Plaggenwirtschaft, „Verdorfung“ (manchmal erfindet sich das Bestreben, die Dinge auf den Begriff zu bringen, ziemlich hölzerne Vokabeln): dies sind Stichworte für eine Geschichte von Veränderungen, von Neuerungen, die sich gleichsam – während ottonische und salische Kaiser und die Päpste, Bischöfe, Fürsten ihrer Zeit die sogenannte „große Geschichte“ beherrschten – in hintergründiger Lautlosigkeit ereigneten und dabei doch von anhaltenderer Wirkung waren als die meisten kaiserlichen Romzüge. Sie haben freilich, was unsere Region angeht, so gut wie keine Spuren in schriftlichen Quellen hinterlassen. Wir sind, um sie wenigstens in Andeutungen fassen zu können, auf die Archäologie und die Auswertung ihrer Grabungsergebnisse angewiesen. Speziell für das Ammerland und seine mittelalterliche Siedlungsgeschichte verdanken wir den Aktivitäten von Dieter Zoller vielfältige Einsichten – wobei natürlich fraglich bleibt, wie weit sich die an einem Ort, Gristede, gewonnenen Erkenntnisse regional verallgemeinern lassen. Wesentliche Wissensbereicherungen über die frühmittelalterlichen Lebensverhältnisse in der Marsch, aber auch auf der Geest erbrachten die mannigfachen Forschungen des Wilhelmshavener Instituts für historische Küstenforschung. So ist, was die Anfänge des Roggenanbaus und der Plaggenwirtschaft auf der Geest betrifft, vor allem auf die relevanten Arbeiten von Karl-Ernst Behre zu verweisen<sup>13</sup>). Da unmittelbare schriftliche Quellenzeugnisse zu diesem Thema fehlen, wissen wir nicht, wie weit herrschaftliche Initiativen die Agrarentwicklungen auf unserer Geest um die erste Jahrtausendwende vorangetrieben haben und in welchem Grade bäuerliche Neuerungsbereitschaft für sie verantwortlich war. Anscheinend ragten da und dort im Ammerlande – so in Westerstede, in Aschwege, in Apen, in Elmendorf, in Rastede – einzelne Familien an Macht, an Bedeutung über den örtlichen Durchschnitt hinaus. Doch ob ihre Autorität aus freier, autochthoner Wurzel hervorgewachsen, ob sie von übergeordneter Herrschaft angeleitet war, bleibt verborgen. Von einem Ministerialenadel, wie er für das 12., das 13. Jahrhundert vor Augen steht, kann jedenfalls noch kaum die Rede sein<sup>14</sup>). Wir tapfen, was die Organisation des Übergangs zum „ewigen Roggenanbau“ angeht, im Dunkeln. Doch wird bäuerliches Streben nach einer Verbesserung der Nahrungsgrundlage, überhaupt nach größerer existentieller Sicherheit zu seinen elementaren Voraussetzungen gehört haben: eine von ihm motivierte Bereitschaft für Neuerungen, Veränderungen, auf die unser althergebrachtes, städtisches Klischee von der grundsätzlichen, konservativen Unbeweglichkeit der bäuerlichen Welt nicht so recht paßt.

ten, die davon erzählen (vgl. vor allem: Ludwig Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. Aufl., hrsg. von Karl Willoh, Band 1 u. 2, Oldenburg 1909, Nachdruck Leer 1972), dürften erst aus der frühen Neuzeit stammen. Doch wird man entsprechende Erfahrungen wohl auch für das frühere Mittelalter annehmen dürfen. Vgl. allgemein: Peter Dinzelbacher, Angst im Mittelalter, Paderborn 1996, bes. S. 46 ff.; Ernst Schubert, Scheu vor der Natur – Ausbeutung der Natur. Formen und Wandlungen des Umweltbewußtseins im Mittelalter, in: Ernst Schubert/Bernd Herrmann (Hrsg.), Von der Angst zur Ausbeutung. Umwelterfahrungen zwischen Mittelalter und Neuzeit, Frankfurt am Main 1994, S. 13-58.

- 13) Behre, Plaggenwirtschaft (wie Anm. 6); knappe Zusammenfassung zuletzt: Karl-Ernst Behre, Frühe Ackersysteme, Düngemethoden und die Entstehung der nordwestdeutschen Heiden, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 30, 2000, H. 1, S. 135-151, hier S. 143 ff.
- 14) Vgl. Martin Last, Adel und Graf in Oldenburg während des Mittelalters, Oldenburg 1969, bes. S. 60 ff.

Vielleicht ist es nicht gar zu abwegig, im Blick auf den agrarischen Strukturwandel jenes Zeitalters auch daran zu erinnern, daß um die Jahrtausendwende und im 11. Jahrhundert in unseren Gebieten die bäuerliche Akzeptanz für das Christentum, ein Bedürfnis, christlichen Gottesdienst in die eigenen, dörflichen Horizonte zu holen, allmählich zu wachsen begann: Neuerungsbereitschaft – zugegeben: eher spät als stürmisch, aber immerhin – auch in der religiösen Orientierung<sup>15</sup>). Der Gedanke an eine Wechselbeziehung zwischen agrarischen und religiösen Neuentwicklungen muß für eine Welt, die sich selbst in all ihren Erscheinungen noch ganz und gar religiös erklärt, nicht eben fernliegen<sup>16</sup>).

Sicherlich ist der „ewige Roggenanbau“ auch im Zusammenhang mit einer um das Jahr 1000 wohl auch hierzulande schon spürbarer werdenden Bevölkerungszunahme zu sehen; er trug jedenfalls dazu bei, mehr Menschen das Überleben zu erleichtern. Doch blieb die existentielle Selbstbehauptung auch weiterhin schwierig genug. Ein Saatkorn erbrachte drei, bestenfalls vier Erntekörner; davon war die nächste Aussaat, die Ernährung der Familie, die herrschaftliche und kirchliche Abgabeforderung zu bestreiten<sup>17</sup>). Vorratswirtschaft war nur erst begrenzt entwickelt und selbst ein normaler Winter nur mit Mühe zu überstehen. Auch wer – auf der Geest – einen Hof mit etwa 30 Morgen Acker- und Wiesengrund bewirtschaftete, konnte immer wieder an den Rand der Hungersnot geraten. Wer keinen Besitz, keinen familiären oder häuslichen Rückhalt hatte, war ihr grundsätzlich ausgesetzt<sup>18</sup>). Unwetter – Sturm, Hagelschlag, übermäßiger Regenfall, anhaltende Trockenheit – wurden als bittere Katastrophen erfahren, und es läßt sich unschwer vorstellen, was die meisten Menschen jener Zeit von den jenseitigen, aber doch so vielfältig und so unmittelbar ins Diesseits hineinwirkenden Mächten vor allem erhofften: Gesundheit und damit Arbeitskraft; das richtige Wetter zur richtigen Zeit; Fruchtbarkeit draußen und drinnen, auf den Feldern und Wiesen, aber auch in Stall und Haus. Die Abhängigkeit des Lebens von Witterung und Wachstum wurde noch in elementarer – für die moderne Supermarkt-Zivilisation kaum noch vorstellbarer – Unmittelbarkeit empfunden.

15) Vgl. Heinrich Schmidt, *Mittelalterliche Kirchengeschichte*, in: Rolf Schäfer (Hrsg.), *Oldenburgische Kirchengeschichte*, Oldenburg 1999, S. 1-191, hier S. 27 ff.

16) Eher skeptisch gegenüber einem möglichen „Zusammenhang zwischen der gravierenden Änderung der Wirtschaftsweise, der Neugliederung der Gemarkung und der Durchsetzung der neuen Religion“: Schwarz, *Besiedlung Ostfrieslands* (wie Anm. 4), S. 76; er verweist auf die „unscharfen archäologischen Datierungen“, die zu nur „scheinbaren Übereinstimmungen“ zwischen agrarischen und religiösen Neuentwicklungen führen könnten.

17) Vgl. allgemein für das hohe Mittelalter: Werner Rösener, *Bauern im Mittelalter*, München 1985, S. 144; allerdings: „Vor der Mitte des 12. Jahrhunderts besitzen wir keine genauen Angaben über die Flächenerträge“: ebd. Die Ertragsquoten werden um die Jahrtausendwende eher noch niedriger als im 12./13. Jh. gewesen sein. Vgl. auch Carl-Hans Hauptmeyer, *Niedersächsische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im hohen und späten Mittelalter (1000-1500)*, in: Ernst Schubert (Hrsg.), *Geschichte Niedersachsens, II,1: Politik, Verfassung, Wirtschaft vom 9. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert*, Hannover 1997, S. 1039-1279, hier S. 1063.

18) Hungersnöte in Nordwestdeutschland um die Jahrtausendwende: Hauptmeyer, ebd., S. 1112. Kurze Hinweise bei Enno Bünz, *Bischof und Grundherrschaft in Sachsen. Zu den wirtschaftlichen Grundlagen bischöflicher Herrschaft in ottonischer Zeit*, in: Michael Brand / Arne Eggebrecht (Hrsg.), *Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen, I*, Hildesheim 1993, S. 231-240, hier S. 231. Allgemein grundlegend noch immer: Fritz Curschmann, *Hungersnöte im Mittelalter. Ein Beitrag zur deutschen Wirtschaftsgeschichte des 8. bis 13. Jahrhunderts*, Leipzig 1900.

Erntekrisen konnten Geest und Marsch mit gleicher Härte treffen. Auch die Marschbauern bauten Getreide an, allerdings keinen Roggen: er hätte „als Winterfrucht die winterlichen Überflutungen nicht ertragen“<sup>19)</sup>. Man hielt sich, wie in den frühmittelalterlichen Jahrhunderten, an Gerste, Emmer, Dinkel. Wichtigstes Gemüse war offensichtlich die „Pferdebohne“. Alles in allem scheint die Marsch, was die Versorgung mit Getreide und Gemüse anging, im frühen Mittelalter weitgehend autark gewesen zu sein; jedenfalls läßt sich ein Austausch mit der Geest archäologisch nicht nachweisen. Der Lebensstandard ihrer Bevölkerung beruhte freilich kaum auf dem Ackerbau; er lebte, der natürlichen Umwelt und ihren Bedingtheiten gemäß, vor allem aus der Viehwirtschaft. Viehhaltung bildete – so fand es Karl-Ernst Behre auch für Niens bestätigt – „die Grundlage der Landwirtschaft“ in der Marschenzone. Sie dürfte vielfach zur Produktion über den Eigenbedarf und entsprechend zu einem einträglichen Handel mit Vieh, mit Käse, mit Fellen und Tuchen und bearbeitetem Horn geführt haben: der Voraussetzung eines – verglichen mit den Selbstversorgern auf der Geest – deutlich höheren Wohlstands<sup>20)</sup>.

Natürlich war auch er immer wieder Gefährdungen ausgesetzt – zumal durch die Nähe des Meeres. Noch fehlte der zusammenhängende Deich, der das Hochwasser, die Flut hätte zurückhalten können; bestenfalls fingen einzelne Ortschaften damit an, sich selbst und ihre „Kernfluren“ mit niedrigen „Ringdeichen“ vor sommerlichen Überflutungen zu schützen<sup>21)</sup>. Gegen die Sturmfluten der Jahreszeiten zwischen Herbst und Frühjahr reichten solche lokalen Vorkehrungen noch bei weitem nicht aus; die Dörfer mußten sie auf ihren Wurten überstehen. Aber Sturmfluten beherrschten nicht den marschbäuerlichen Alltag. Man konnte wohl schon um die

- 19) Karl-Ernst Behre, Umwelt und Ernährung der frühmittelalterlichen Wurt Niens/Butjadingen nach den Ergebnissen der botanischen Untersuchungen, in: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 18, 1991, S. 141-168, hier S. 148. Vgl. diesen Aufsatz auch für das Folgende. Über Wirtschaftsformen in der Marsch zusammenfassend auch: Schwarz, Besiedlung Ostfrieslands (wie Anm. 4), S. 79 ff., Brandt, Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 4), S. 31 ff., sowie die relevanten Darstellungen in: Georg Kossack, Karl-Ernst Behre, Peter Schmid (Hrsg.), Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an ländlichen und frühstädtischen Siedlungen im deutschen Küstengebiet vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 11. Jahrhundert n. Chr., Band 1: Ländliche Siedlungen, Weinheim 1984, bes. S. 212 ff., 245 ff. Vgl. auch Terttu Lempäinen und Karl-Ernst Behre, Zur Umwelt und Ernährung einiger hochmittelalterlicher Wurtsiedlungen in der Marsch des Landes Wursten ... nach archäobotanischen Untersuchungen, in: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 24, 1997, S. 275-300, mit Ergebnissen, welche die für Niens gewonnenen Erkenntnisse weitgehend bestätigen.
- 20) Vgl. für unser Gebiet auch die wirtschaftsgeschichtlich relevanten Ergebnisse in den Arbeiten von Klaus Brandt, Die mittelalterlichen Wurten Niens und Sievertsborch (Kreis Wesermarsch), in: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 18, 1991, S. 89-140, sowie ders., Archäologische Untersuchungen in einem mittelalterlichen Marktort an der Nordseeküste. Ergebnisse der Ausgrabungen in Langwarden, Ldkrs. Wesermarsch, in: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 16, 1986, S. 127-169.
- 21) Vgl. für den Raum des heutigen Wilhelmshaven und für Butjadingen Peter Schmid, Mittelalterliche Besiedlung, Deich- und Landesausbau im Niedersächsischen Marschgebiet, in: Horst Wolfgang Böhme (Hrsg.), Siedlungen und Landesausbau zur Salierzeit, Teil 1, Sigmaringen 1992, S. 9-36, hier S. 26 ff., S. 32 ff.; für Butjadingen auch ders., Siedlungsarchäologische Ergebnisse zur Vor- und Frühgeschichte, in: Wolfgang Günther u.a., Nordenham. Die Geschichte einer Stadt, Oldenburg 1993, S. 13-50, bes. S. 43 ff. (mit Literaturhinweisen). Vgl. auch Peter Schmid, Oldorf – eine frühmittelalterliche friesische Wurtsiedlung, in: Germania 72, 1994, S. 231-267, hier S. 234, sowie Karl-Ernst Behre, Die Veränderung der niedersächsischen Küstenlinien in den letzten 3000 Jahren und ihre Ursachen, in: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 26, 1999, S. 9-33, bes. S. 19 ff.

Zeit der Jahrtausendwende wagen, einen zunehmenden Bevölkerungsdruck in den Wurtendörfern durch die Anlage von – ebenfalls auf Wurten gesicherten – Ausbauhöfen abzufangen<sup>22</sup>). Und das Meer selbst war ja immer nur vorübergehend ein den Menschen feindliches Element; weitaus häufiger lag es ruhig und offen, einladend für Schifffahrt, Warenverkehr, Kontakte auch zu entfernteren Küsten und Häfen. Schifffahrt ging aus von Orten, an denen sich Warenumsschlag konzentrierte, so von dem auf einer Geestinsel gelegenen Jever, dessen Zugang zur offenen See damals noch nicht verschlickt war und wo sich Händler und Schiffsleute trafen, die vom Warentausch und Warentransport lebten<sup>23</sup>). Schifffahrt wurde aber auch von kleineren Küstenplätzen aus betrieben – und nicht nur als Sache professioneller Unternehmer<sup>24</sup>). Wie weit friesische Bauern um 1000 noch als Seefahrer unterwegs waren, steht dahin. Doch verfügten Angehörige der Oberschicht offenbar über eigene Schiffe, mit denen sie auch zu Fahrten großen Stils aufzubrechen vermochten.

Der Bremer Domscholaster Adam, der um 1075 an seiner *Descriptio Insularum Aquilonis* („Beschreibung der Inseln des Nordens“) schrieb, berichtet darin, „einige edle Friesen“, *quosdam nobiles de Fresia viros*, seien zur Zeit des Erzbischofs Bezelin von Bremen, um 1040 also, auf die Idee gekommen, ihre Segel Richtung Norden zu setzen, weil die Leute dort – doch wohl in Friesland – behaupteten, nördlich der Wesermündung gäbe es kein Land mehr, nur noch den unendlichen Ozean<sup>25</sup>). Wesermarschfriesen also, aller Wahrscheinlichkeit nach, Männer in gehobener sozialer Position; mit dem Gedanken, Zeit, Mittel, Tatkraft an eine reine Erkundungsfahrt zu wenden, konnte damals nur umgehen, wer sich von der Arbeit abhängiger Leute versorgt wußte und nicht selbst die Hände für seinen Lebensunterhalt rühren mußte. Wirtschaftliche „Abkömmlichkeit“ war eine wesentliche Voraussetzung für außergewöhnliche, den Alltag durchbrechende Vorhaben und ihre Realisierung; auf „Abenteuer“ auszufahren durfte sich nur leisten, wer mit seinem Tun und Denken nicht in festhaltende Brotsorge eingebunden blieb. Gut vorstellbar, wie jene *nobiles* an einem Rüstringer Winterabend, vielleicht während einer weihnachtlichen Gasterei, am Herdfeuer eines der Ihren zusammensitzen, angeregt vom hausgebrauten Bier oder vom importierten Wein, und zunehmend hitziger die Frage hin und her bewegen, was man da oben, in gerader Linie nördlich der heimischen Flußmündung, wohl finden würde, wenn man dorthin aufbräche, und wie sie sich, in Gedanken schon unterwegs, immer lebhafter und lauter ereifern: und sich am Ende in

22) Vgl. Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen (wie Anm. 19), Band 1, S. 215; Johannes Ey, Die mittelalterliche Wurt Neuwarfen, Gde. Wangerland, Ldkr. Friesland. Die Ergebnisse der Grabungen 1991 und 1992, in: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 23, 1995, S. 265-315.

23) Zu Jever s. oben Anm. 3.

24) Detlev Ellmers, Die Bedeutung der Friesen für die Handelsverbindungen des Ostseeraumes bis zur Wikingerzeit, in: Jahrbuch der Gesellschaft f. bildende Kunst u. vaterländische Altertümer zu Emden 66, 1986, S. 5-64, hier S. 15 f. – Zu Handel und Schifffahrt der Friesen zusammenfassend und mit reichen Literaturhinweisen: St. Lebecq, Friesenhandel, in: Reallexikon der Germ. Altertumskunde, (wie Anm. 5), Band 10, Berlin/New York 1998, S. 69-80.

25) Magistri Adam Bremensis Gesta Hammaburgensis ecclesiae Pontificum, hrsg. u. übers. von Werner Trillmich, in: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 11), Darmstadt 1961, S. 135-503, hier S. 490/491 ff.



der Tat zu dem Wagnis ins Unbekannte verpflichtet. Nicht, daß dergleichen Entschlüsse in der Luft jener Jahre gelegen hätten; aber völlig abwegig waren sie an den Rändern von Nordsee und Nordatlantik keineswegs. „Auslandsfahrten“ eröffneten Möglichkeiten, „Vermögen und Ruhm“ zu erwerben<sup>26</sup>), und als der Isländer Bjarni Herjulfsson, um die Jahrtausendwende, in Norwegen davon erzählte, er habe neues, unbekanntes Land – die nordamerikanische Küste – zwar vom Schiff aus gesehen, sei aber dort nicht gelandet, warf man ihm ausdrücklich vor, „er müsse doch wenig wißbegierig gewesen sein, da er nichts von jenen Gegenden zu berichten habe“. Und es heißt dann weiter in dem hier zitierten – freilich erst in das 12./13. Jahrhundert zu datierenden – isländischen Text: „Damals sprach man viel davon, neue Länder aufsuchen zu wollen“<sup>27</sup>).

Wikingische Neugier auf unbekannte Küsten, verbunden vermutlich auch mit der Hoffnung auf neue, bereichernde Handelspartner: sie war in den Jahrzehnten um 1000, so scheint es, auch in der friesischen Wesermarsch nicht fremd. Zwar wurde man sich in den friesischen Küstengebieten zu jener Zeit seiner Zugehörigkeit zum Autoritätsraum des „südlichen“, fränkisch-römischen, christlichen Königtums deutlicher bewußt; entsprechend dürften sich ältere friesische Beziehungen in die skandinavisch-angelsächsische Sphäre hinein abgeschwächt haben. Der „Nordseekulturraum“ mit Friesland als seiner südlichen Randzone – ihn entdeckten einige in „Kulturräumen“ denkende Historiker des mittleren 20. Jahrhunderts – begann sich aufzulösen. Doch gingen offenbar auch um die Jahrtausendwende noch immer kräftige Orientierungen nordwärts, zum Meere hin; auch rissen friesische Handelsverbindungen zu norwegischen Häfen nicht ab. Dichter indes blieb, wie im frühen Mittelalter überhaupt und bis in das 11. Jahrhundert hinein, der friesische Handel über Haithabu in den Ostseeraum hinein<sup>28</sup>). Wie intensiv Friesen aus den Gebieten des heute oldenburgischen Friesland an ihm teilhatten, läßt sich freilich nicht ausmachen. Gleiches gilt für friesische Fahrten nach Handelsplätzen an den Küsten des Nordatlantik, nach Norwegen oder Island hoch. Die Unsicherheit darüber, ob denn nördlich der Wesermündung noch Land zu finden sei, läßt eher auf mangelhafte Kenntnis von den nordischen Verhältnissen bei den Wesermarschfriesen schließen. Jene Erkundungsfahrt, von der Adam von Bremen weiß, hatte demnach eher Aus-

26) Vgl. „Die Erzählung von den Grönländern“, übertragen von Felix Niedner, in: Thule. Altnordische Dichtung und Prosa 13, Neuausgabe Düsseldorf/Köln 1965, S. 49-70, hier: S. 51.

27) Ebd. S. 51.

28) Zum stärker werdenden friesischen Bewußtsein der Bindung an den „südlichen König“ vgl. die siebente der wohl im späten 11. Jh. schriftlich fixierten „gemeinfriesischen 17 Küren“: die „friesische Freiheit“ als Lohn der Abkehr vom „schrecklichen“ Norden und der Hinwendung zum „südlichen König“. Vgl. zum Hintergrund und zur Datierung der „17 Küren“ jetzt auch Almuth Salomon, Friesische Geschichtsbilder. Historische Ereignisse und kollektives Gedächtnis im mittelalterlichen Friesland, Aurich 2000 (Abhandlungen u. Vorträge z. Gesch. Ostfrieslands 78), S. 34 ff., 60 ff., 119 ff., mit Hinweisen auf ältere Literatur. „Nordseekulturraum“: vgl. z.B. Hermann Aubin, Der Nordseeraum – eine frühe Landschaftslandschaft, in: Jahrbuch der Gesellschaft f. bildende Kunst u. vaterländische Altertümer zu Emden 45, S. 91-102; Harm W i e m a n n, Der Nordseekulturraum – Kurze Einleitung zum Hauptthema des Friesenkongresses 1964, in: Friesisches Jahrbuch 1964 (Jahrb. d. Ges. usw. zu Emden 44), S. 7-13. Vgl. auch J. Reichstein, Der Nordseeraum als kulturelle Ausgleichszone, in: Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen (wie Anm. 19), Band 1, S. 386 ff. (in Zusammenfassung vor allem archäologischer Forschungsergebnisse). – Richtung des friesischen Handels: wie Anm. 24.

nahmecharakter: ein waghalsiges Unternehmen, zu dem die Teilnehmer sich mit Eiden verbanden<sup>29</sup>). Man brach mit mehreren Schiffen auf, erreichte „das eisige Island“ und geriet schließlich „in die schwarze Finsternis“ des Eismees, an den – wie Adam versichert – in Strom und Gegenstrom tödlichen Abgrund, *ad chaos ... illud profundum*, wo Ebbe und Flut ihren grausigen Ursprung haben. Einige der Schiffe werden vom Strudel erfaßt und vernichtet, andere, zu ihrem Glück, ins Meer zurückgetrieben; ihre verzweifelten Ruderer können die Sphäre der tödlichen Kälte, *provintiam frigoris*, aufatmend hinter sich lassen.

Eine – um es vorsichtig zu formulieren – gelehrt interpretierende Erzählung; was ihr an wirklichem Erlebnis zugrunde lag, läßt sich nicht mehr konkret erkennen. Adam von Bremen – mit spätantiken Weltbeschreibungen vertraut – überfängt die Reise der friesischen Abenteurer mit einer eigenen, angelesenen, in schriftlicher Bildungstradition fundierten und eben deswegen für ihn überlegenen, überzeugenderen Wirklichkeit<sup>30</sup>). So läßt er die Rücksegelnden, die sicher auf neue Vorräte angewiesen waren, auf einer an Schätzen reichen Insel landen, wo sie reichlich Beute machen können: ein durchaus mentalitätsgerechter Vorgang. Beute von fremden Küsten bereichert nicht nur materiell, sondern steigert auch das Ansehen daheim. Aber Adams anstudierte Weltkenntnis weiß auch diesen Beutezug bildungsgerecht einzuordnen: unsere Friesen werden von riesigen Cyklopen verfolgt, mit denen schon Odysseus zu tun hatte, und müssen vor gewaltigen Hunden fliehen, Untieren solcher Art, wie sie nach den spätantiken Informanten des Bremer Scholasters auf der Insel Canaria lebten. Die Riesen folgen den flüchtenden Seefahrern bis aufs offene Meer, aber: *fortuna comitati Fresones Bremam perveniunt*, vom Glück begleitet erreichten die Friesen Bremen<sup>31</sup>). Vom Bischofssitz an der Weser geht der Blick nach Norden in jener Zeit schon weit über bekannte, in ihren Realitäten mehr oder weniger vertraute Gebiete hin; aber auch diese wahrnehmbare Welt ist in ihrem Hintergrunde, an ihren Rändern von einer geheimnisvollen Zone voller gespenstischer Gefahren umgeben – wie nicht anders die Lichtungen der bäuerlichen Siedlung damals umringt sind von Urwald und Moor und ihren noch immer dunklen, dämonischen, noch nicht von hochmittelalterlicher Rodung zurückgedrängten Drohungen<sup>32</sup>).

29) Adam von Bremen (wie Anm. 25), S. 490/491.

30) Adam hält sich hier u.a. an die spätantiken Autoren Solinus und Martianus Capella: wie Anm. 29, S. 490/491 f. und die dort in den Anmerkungen gegebenen Hinweise. Zur Bedeutung beider Autoren für das mittelalterliche Wissen von „Wundervölkern“: Rudolf Simek, *Erde und Kosmos im Mittelalter. Das Weltbild vor Kolumbus*, München 1992, S. 110 ff. Zu Adams Bericht über die fries. Nordmeeresfahrt, der weitgehend „dem sagenhaften Bereich seiner Schilderungen zuzuzählen“ sei, vgl. auch Rudolf Simek, *Altnordische Kosmographie. Studien und Quellen zu Weltbild und Weltbeschreibung in Norwegen und Island vom 12. bis zum 14. Jahrhundert*, Berlin/New York 1990, S. III f.

31) Wie Anm. 25, S. 492/493.

32) Die mittelalterliche Kenntnis von Fabelwesen und Wundervölkern am Rande der bewohnten Welt kann sich auf antike Vorlagen stützen, aber der Glaube an ihre Realität lebt doch sicher auch von der bis ins hohe Mittelalter, mancherorts noch länger möglichen Erfahrung, daß die jeweils eigenen Siedlungsräume vielfach noch übergehen in kaum oder gar nicht erschlossene Wildnis. Die Vorstellung von den unheimlichen Randzonen der eigenen Alltagswelt – sie können des Nachts sehr nahe heranrücken – bestätigt sich gewissermaßen in dem angelesenen Wissen von der Existenz der Monstren u. dgl. – Vgl. zum Verhältnis von besiedelter Sphäre und Wildnis im mittelalterlichen Bewußtsein auch: Wilhelm Berges, *Land und Unland in der mittelalterlichen Welt*, in: *Festschrift für Hermann Heimpele zum 70. Geburtstag*, III (Veröffentlichungen d. Max-Planck-Instituts f. Geschichte 36/III), Göttingen 1972, S. 399-439.

Die heimkehrenden Nordmeererkunder streben bei Adam zunächst einmal in fragloser Selbstverständlichkeit Bremen an: den Sitz des Hamburger Erzbischofs und schon deswegen den herausragenden, zentralen Ort im Unterweserraum<sup>33</sup>). Vermutlich stand noch die bescheidene Domkirche aus spätkarolingischer Zeit, ahnte noch niemand den zerstörenden Brand, der sie und die gesamte Domburg im September 1041 heimsuchen würde<sup>34</sup>). Für die Wesermarschfriesen wird auch das spätottonische, frühsalische Bremen schon ein Ort von wirtschaftlicher und kirchlich-kultureller Ausstrahlung gewesen sein; wen anders hätten die Seefahrer in ihrer Verzweiflung am Rande des nördlichen Abgrunds der Welt – jedenfalls nach Meinung des Bremer Chronisten Adam – als Helfer anrufen sollen, wer wäre ihnen als Schutzpatron näher gewesen als der Bremer Heilige Willehad? Ihm erwiesen sie denn auch nach ihrer Rückkehr Dank und Verehrung<sup>35</sup>). Vor allem aber erzählten sie dem Bischof Bezelin „alles der Reihe nach“, was sie erlebt hatten – und wo sonst in der Region hätten sie mit ihren Berichten aufgeschlosseneres Interesse finden und mehr Anerkennung, höhere Ehre gewinnen können als am Hofe des Bremer Erzbischofs? Hier vor allem wußte man ihre Erlebnisse als außerordentlich zu würdigen. Man behielt sie in der Erinnerung, so daß auch Bezelins Nachfolger im erzbischöflichen Amt, der große Adalbert, von ihnen erfuhr; er gab dann, was er von dieser Sache behalten hatte, an seinen weltkundlich höchst wissensbegierigen Domscholaster weiter. So blieb sie, in Adams gutgläubig verhüllender Interpretation, dem späteren Historiker bewahrt.

Er registriert sie dankbar genug, gleichsam als eine schmale Leuchtspur in den Dunkelheiten des Quellenmangels, in denen uns die Geschichte unserer Region um die erste Jahrtausendwende nach Christi Geburt weitgehend verborgen bleibt. Sie blieb wohl auch damals schon den Zeitgenossen ziemlich verborgen; auffälligere Ereignisse, die von auswärtigen Annalisten und Chronisten wahrgenommen und schriftlich festgehalten worden wären, bot sie in ihrer Abgelegenheit offenbar nicht. Für eine einheimische Geschichtsschreibung fehlten westlich der unteren Weser noch nahezu alle Voraussetzungen. So verdanken wir nur dem historiographischen Glücksfall Adam von Bremen ein paar vereinzelte Informationen – unter anderem darüber, daß die Überfälle dänischer, vielleicht auch norwegischer Beutemacher, von denen die friesischen und sächsischen Küstenzonen während des 9. Jahrhunderts heimgesucht wurden, auch in den Jahrzehnten um 1000 für unser Gebiet noch – oder: wieder – aktuell waren<sup>36</sup>). Konkreteres erfahren wir allerdings nur über das

33) Zur Bedeutung Bremens vgl. auch Heinrich Schmidt, Die Bremer Kirche und der Unterweserraum im frühen und hohen Mittelalter, in: Werner Goez u.a., Stadt – Kirche – Reich. Neue Forschungen zur Geschichte des Mittelalters anlässlich der 1200. Wiederkehr der ersten urkundlichen Erwähnung Bremens, Bremen 1983, S. 9-27. Vgl. auch Dieter Hägermann, Buten und Binnen im 11. Jahrhundert. Welt und Umwelt bei Bremens erstem Geschichtsschreiber Magister Adam, in: Bremisches Jahrbuch 63, 1985, S. 15-31.

34) Über den vorromanischen Dom Karl Heinz Brandt, Ausgrabungen im Bremer Dom 1973-1976, in: Der Bremer Dom. Baugeschichte, Ausgrabungen, Kunstschatze (Hefte des Focke-Museums 49), Bremen 1979, S. 56-85, bes. S. 64 ff.

35) Wie Anm. 25, S. 492/493.

36) Hartmut Harthausen, Die Normanneneinfälle im Elb- und Wesermündungsgebiet mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht von 880 (Quellen u. Darstellungen z. Gesch. Niedersachsens 68), Hildesheim 1966, bes. S. 155 ff.

größer angelegte dänische Unternehmen, das im Jahre 994 vor allem Stade traf. In seinem Zusammenhange erschien eine Flotte der *ascomanni*, „Schiffsleute“, wie sie bei Adam heißen, auch auf der Unterweser. Die Angreifer wandten sich gegen Hadeln, ließen das Gebiet links des Flusses also in Ruhe<sup>37</sup>). Ansonsten bleiben Adams Informationen pauschal: „Nach dieser Zeit“, dem Jahr 994, „fielen immer wieder Seeräuber, *pyratae*, in diese Gegend ein“, heißt es einmal<sup>38</sup>). Bremen selbst wurde von ihnen offenbar nicht bedrängt. Der – allerdings in einiger Entfernung residierende – Bischof Thietmar von Merseburg meinte, in seiner Chronik, zu wissen, der zu jener Zeit amtierende Bremer Erzbischof Liawizo (I., 983-1018) sei vor Gott so angesehen gewesen, daß sein Sitz von den ständigen Einfällen der Wikinger unberührt blieb: verdienstvolle bischöfliche Frömmigkeit als bester Schutz gegen die göttliche Zornesrute und ihre Schläge<sup>39</sup>). Irdische, handfeste Vorsorge war dennoch geboten. Der Erzbischof ließ Bremen, so informiert uns Adam, gegen die Räuberscharen „mit einem sehr starken Wall“ befestigen und den Schatz der Domkirche nach Bücken in Sicherheit bringen<sup>40</sup>). Wie es die ungeschützte Landbevölkerung mit Totschlag und Verwundungen, Brand ihrer Häuser, Raub von Menschen und Vieh und Sachgütern traf, wie sie ihre Flucht, auch wohl, wenn möglich, ihren Widerstand organisierte, wird nicht erzählt<sup>41</sup>). Aus den friesischen, seit dem späten 11. Jahrhundert schriftlich fixierten Rechtsquellen wissen wir, wie tief sich die „Normannenzeit“ in die kollektive Erinnerung der Küstenbewohner, auch in Rüstringen, eingepreßt hat<sup>42</sup>). Doch wäre es verfehlt, sich eine durch etliche Generationen gehende Kontinuität des wikingischen Schreckens an unserer Küste vorzustellen. Die zerstörerischen Wirkungen der Normannenüberfälle im östlichen Friesland waren zu keiner Zeit, auch nicht im 9. Jahrhundert, so intensiv, daß sie Bevölkerungswachstum, Wohlstandsentwicklung, Handel und Schifffahrt dauerhaft zurückgeworfen hätten<sup>43</sup>). Auch um die Jahrtausendwende verbreiteten die Wikinger – jedenfalls westlich der Unterweser – nur vorübergehende Ängste. Die Gründung des Kollegiatstifts Reepsholt im östringischen Friesland 983 signalisiert stabile Verhält-

37) Wie Anm. 25, S. 266/267 f. Vgl. Heinz-Joachim Schulze, Die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen und die Grafen von Stade vom Ausgang des 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, in: Hans-Eckhard Dannenberg und Heinz Joachim Schulze (Hrsg.), Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser, Band II: Mittelalter, Stade 1995, S. 43-104, hier, S. 46 ff.

38) Wie Anm. 25, S. 268/269.

39) Thietmari Merseburgensis episcopi Chronicon, hrsg. u. neu übertragen von Werner Trillmich, (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 9), Darmstadt 1957, S. 336/337.

40) Wie Anm. 25, S. 268/269.

41) Von friesischem Widerstand gegen einen Wikingerüberfall berichtet aus wikingischer Perspektive „Die Geschichte vom Skalden Egil“, übertragen von Felix Niedner, Thule. Altnordische Dichtung und Prosa, hier zitiert nach der Ausgabe Jena 1914, S. 203 ff. Allerdings bleibt undeutlich, von welcher Gegend Frieslands – Nordfriesland? – die Rede ist.

42) Vgl. z.B. die zehnte der „17 Küren“: begrenzte Heerfolgepflicht der Friesen, damit sie Land und Leute vor dem Meer und vor dem *northihiri* (Nordheer) schützen könnten: Wybren Jan Buma und Wilhelm Ebel (Hrsg.), Das Rüstringer Recht (Altfriesische Rechtsquellen. Texte u. Übersetzungen 1), Göttingen 1963, S. 38/39. Vgl. auch das zwanzigste der (wohl im frühen 12. Jh. schriftlich fixierten) gemeinfriesischen „24 Landrechte“: die Nordmänner zwingen einen von ihnen gefangenen Friesen, daß er bei einem späteren Überfall im friesischen Lande „Häuser verbrennt und Frauen notzüchtigt und Männer erschlägt und Kirchen anzündet“: ebd. S. 54/55.

43) Das 9. Jh. als eine Zeit des Siedlungswachstums im friesischen Küstengebiet: Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen (wie Anm. 19), Band I, S. 212 ff.

nisse und eine optimistische, von Furcht vor Überfällen freie Einschätzung seiner Zukunft, und Jahrzehnte später, zur Zeit Bischof Bezelins, würden sich jene rüstringischen Nordmeererkunder kaum auf ihre lange Fahrt gewagt haben, wenn sie gleichzeitige Wikingerangriffe auf ihren Besitz und ihre Familien befürchtet hätten. Um 1040 war die Normannengefahr nicht mehr sonderlich aktuell<sup>44</sup>).

Die Gründungsurkunde Kaiser Ottos II. für Reepsholt, 983, lokalisiert die Stiftsgründung *in Fresia, in pago Asterga, in comitatu Bernhardi ducis*; sie deutet damit wenigstens für einen Teilbereich unserer Region, das friesische Östringen um Jever, auf die Herrschaftsverhältnisse zur Zeit der Jahrtausendwende<sup>45</sup>). *comitatus*, die Grafschaft, meint den Autoritätsraum eines Grafen; er übt hier gerichtsherrliche Rechte aus, zieht bestimmte Abgaben ein, nimmt militärische Aufgaben wahr – ursprünglich im Namen des Königs, der ihm die Grafenrechte überträgt, aber von vornherein zugleich im Bestreben eigener, familiärer Machtbereicherung und Selbstbestätigung<sup>46</sup>). Mit dem Erwerb von Grafenrechten erweiterten ambitionierte Geschlechter des Hochadels ihre Herrschafts- und Einflußräume. Das friesische Östringen, *Asterga*, lag in der Grafschaft des sächsischen Herzogs Bernhard: des Sohnes Hermann Billungs und Hauptes der Billunger. Diese Familie hatte ihre politischen „Kernlandschaften“ im Gebiet um Lüneburg und an der mittleren Weser, war aber gerade unter Bernhard I. im Begriffe energischer Machtausweitung und in dieser Tendenz auch an die Grafenrechte über das ihr relativ fernliegende Östringen gekommen<sup>47</sup>). Mitte des 11. Jahrhunderts ist sie als Teilhaber an der Grafschaft im Largau – zwischen mittlerer Hunte und Weser – bezeugt: gut möglich, daß die gräflichen Rechte auch hier und vielleicht im Ammerlande schon um 1000, wie in Östringen, in billungischer Hand waren<sup>48</sup>).

Freilich verrät die Formel *in comitatu Bernhardi ducis* nichts darüber, wie es um die Herrschaft des Herzogs Bernhard, ihre Ausstrahlungskraft und ihre Akzeptanz in der gemeinten Grafschaft tatsächlich stand. Frühmittelalterliche Herrschaft war nicht abstrakt; sie mußte in Personen, in sichtbarer, handgreiflicher Macht präsent sein, um auf Dauer wahrgenommen und anerkannt zu werden. Entsprechend durchdrang sie ihren Anspruchsraum nicht überall in gleicher Intensität. Sie konzentrierte sich in ihren Möglichkeiten am dichtesten dort, wo sie in kontinuierlicher Autorität erkennbar blieb: im friesischen Östringen also vor allem in Jever, einem Orte von – relativ – lebhaftem Handel und Verkehr, mit Warenumsatz zwischen

44) Immerhin registriert Adam noch einen Raubzug des späteren Dänenkönigs Sven Estridsen ins Land Hadeln *more pyratice*, „nach Wikingerart“, zu datieren wohl auf 1042: wie Anm. 25, S. 316/317. Datierung: Harthausen (wie Anm. 36), S. 202 ff.

45) Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser II, 1: Otto II. (MGH DD II, 1), 2. Aufl., Berlin 1956, Nr. 302. Vgl. auch Christian Moßig, *Stift Reepsholt, Entstehungsgeschichte – Ziel der Gründung – Verfassung*, in: Hermann Haiduck u.a., *Stift und Kirche zu Reepsholt*, Aurich 1983, S. 84-106, hier S. 84 f.

46) Vgl. Ernst Schubert, *Geschichte Niedersachsens vom 9. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert*, in: Schubert (Hrsg.), *Geschichte II* (wie Anm. 17), S. 1-904, hier S. 151 ff. (mit älterer Literatur). *Grafschaften in Friesland: Heinrich Schmidt und Ernst Schubert, Geschichte Ostfrieslands im Mittelalter*, ebd. S. 905-1038, hier S.920 ff.

47) Billunger: Schubert, *Geschichte* (wie Anm. 46), S. 155 ff.; vgl. auch Gerd Althoff, *Die Billunger in der Salierzeit*, in: Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Die Salier und das Reich, Band 1: Salier, Adel und Reichsverfassung*, Sigmaringen 1991, S. 309-329.

48) Last, *Adel* (wie Anm. 14), S. 23.

Schiff und Wagen. Hier ließ sich kontrollierende, Münzen prägende, Frieden wirkende, Recht sprechende, schützende und zuweilen wohl auch pressende Herrschaft einträglicher als andernorts in Einkünften bemessen<sup>49</sup>). An diesem Schnittpunkt weitreichender Beziehungen verdichtete sich die gräfliche Macht in einer beständigeren Weise. Weiter außerhalb blieb dem östringischen Selbstgefühl herrschaftsfreier Raum genug, um die offene Abwehr billungischer Steuerforderungen, am Ende bis zum offenen Aufruhr *pro libertate*, „für die Freiheit“, zu erproben<sup>50</sup>). Natürlich agierte der landfremde Inhaber gräflicher Rechte nur selten selbst vor Ort; er delegierte seine Zuständigkeiten an lokale oder regionale Vögte (im Friesischen auch: Schulzen)<sup>51</sup>). Wo der billungische Vogt in Jever um das Jahr 1000 seinen Sitz hatte, ist noch unklar – vielleicht draußen auf dem „Woltersberg“? Der Burgwall im jeverschen Stadtzentrum, der unter anderem eine dreischiffige Basilika umschloß, wurde wohl erst nach der Jahrtausendwende angelegt<sup>52</sup>).

Frühmittelalterliche Burganlagen im heutigen Oldenburger Land verdanken ihre Entstehung durchweg herrschaftlicher – gräflicher, adliger – Initiative, sind aber noch keine steinernen, Macht auf umliegende Regionen ausstrahlenden Herrschaftskerne, wie die Grafenburgen des hohen und späten Mittelalters<sup>53</sup>). Die spät-karolingischen Wallringe wurden meist in relativer, manchmal unmittelbarer Nähe der – wenigen – Verkehrswege errichtet, die mit überregionaler Reichweite durch das Land führten<sup>54</sup>). Wer sich um 1000 mit seiner Wagenlast – vielleicht Speckstein und Felle aus den Ostseeländern – von Jever aus in den Radspuren der meist sandigen, aber sicher oft aufgeweichten „Friesischen Heerstraße“ nach Süden quälte, erreichte, wenn er die Niederungszone zwischen Friesischer Wehde und nördlichem Ammerland ohne Radbruch hinter sich gebracht hatte, zwischen Wiefelstede und Rastede die heute so genannte „Bokeler Burg“, wahrscheinlich die *Omersburg* der „Siebzehn gemeinfriesischen Küren“ – die Burg der Ammerländer oder des Ammerlandes, an der die friesischen Kaufleute vorüber mußten, wenn sie von Jever aus über Land in sächsisches Gebiet fahren wollten<sup>55</sup>). Oldenburg, eine damals si-

49) Schmidt/Schubert (wie Anm. 46), S. 922.

50) Adam von Bremen (wie Anm. 25), S. 380/381.

51) Schmidt/Schubert (wie Anm. 46), S. 924.

52) Winkler, Stadtkernuntersuchungen (wie Anm. 3), S. 13 ff.; Martin Last, Burgen des 11. und frühen 12. Jahrhunderts in Niedersachsen, in: Hans Patze (Hrsg.), Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung, Teil I, Sigmaringen 1976 (Vorträge u. Forschungen XIX), S. 383-513, hier S. 421 ff.; vgl. auch Hermann Haiduck, Beginn und Entwicklung des Kirchenbaus im Küstengebiet zwischen Ems- und Wesermündung bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, Aurich 1992, S. 172 ff. Zum Woltersberg zuletzt: Johannes Ey, Die Burganlage „Woltersberg“ bei Jever, in: Frank Both (Berab.), Archäologische Denkmäler zwischen Weser und Ems (Oldenburger Forschungen NF 13), Oldenburg 2000, S. 282-285.

53) Vgl. allgemein für Niedersachsen: Last (wie Anm. 52), bes. S. 478 ff.: Funktionen der Burgen. Für das Oldenburger Land vgl. die relevanten Beiträge von Hajo van Lengen und Dieter Zoller in: Helmut Ottenjann (Hrsg.), Ringwall und Burg in der Archäologie West-Niedersachsens, Cloppenburg 1971. Jüngster Überblick für das Weser-Ems-Gebiet: Wolfgang Schlüter, Burgen, in: Both, Denkmäler (wie Anm. 52), S. 138-154, für unsere Region bes. S. 143.

54) Vgl. auch Georg Sello, Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg (Studien u. Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens 3), Göttingen 1917, S. 120 ff., S. 155 ff.

55) „Bokeler Burg“: Dieter Zoller, Beiträge zur archäologischen Landesaufnahme des Landkreises Ammerland, in: OldJb. 90, 1990, S. 191-243, hier S. 205 ff.; Zoller, Burgen und Adelsitze im Ammerland, in: Ottenjann (Hrsg.), Ringwall (wie Anm. 53), S. 40-80, hier S. 49 f.; Martin Last, Zur Erfor-

cher noch nicht so heiende, kleine Ansammlung von Htten und Häusern auf dem Geestsporn nördlich des Hunteknies, ließen sie rechts liegen, wenn sie bei Donnerschwee die Huntefurt nutzten; um den Fluß zu queren und bei Drielake den Wallring zu passieren, der später, verfallen, als „Heidenwall“ galt<sup>56</sup>). Auf dem trockenen Flugsandrcken parallel der Hunte ging es dann weiter Richtung Wildeshausen: nach dem seit Jever wohl bequemsten Ort an dieser durch mancherlei unheimliche Einsamkeit führenden Route<sup>57</sup>). Hier gab es auch schon den einen und anderen Handwerker, dem man die Reparatur von Wagenschden anvertrauen konnte. Wollte man noch bis Osnabrück und weiter ins Westfälische hinein, dann geriet man über Visbek und an einer Burganlage bei Holtrup vorbei, auf dem gleichen Wege, über den der Widukindenkel Waltbert 851 die aus Rom geholten Reliquien des heiligen Alexander in umgekehrter Richtung nach dem heimischen Wildeshausen transportiert hatte, nordwestlich von Damme in den Bannkreis der hochgelegenen, mächtigen „Dersaburg“<sup>58</sup>). Daß diese Gegend dereinst einmal oldenburgisches Grenzgebiet sein würde, wußte sich – bis 1803 – noch niemand vorzustellen.

Burganlagen aus Erd- und Palisadenwllen, mit Gräben davor und dazwischen, aber durchweg nur wenigen Gebäuden: von ihnen aus ließen sich Wege und Verkehr kontrollieren, auch wohl schtzen, und sicher dienten sie der nahe wohnenden Bevolkerung in Kriegsgefahr als Zufluchtsorte für sich selbst, ihr Vieh, ihr sonstiges bewegliches Gut. Daß die Bauern ihres Umlandes an ihrer Errichtung mitzuwirken hatten, ist anzunehmen. Vielleicht ging von einigen solcher Burgen eine integrierende Kraft auf den umliegenden Siedlungsraum, den „Gau“ aus; sie wird dann freilich schon im 10. Jahrhundert schwächer geworden sein<sup>59</sup>). Im Laufe des 11. Jahrhunderts wurden die Befestigungen durchweg aufgegeben und dem Verfall überlassen<sup>60</sup>). Weit stärker dürfte die – für die meisten Bauern auf der sächsischen Geest, für viele auch noch im Friesischen – selbstverständliche Zuordnung zu einer adligen oder kirchlichen Grundherrschaft auf das alltägliche bäuerliche Zugehrigkeitsbewutsein gewirkt haben. Doch können wir auch die grundherrschaftlichen

schung frühmittelalterlicher Burgwlle in Nordwestdeutschland, in: *NdsJb.* 40, 1968, S. 31-60, hier S. 49 ff. Zum Problem „Omersburg“ auch: Heinrich Schmidt, *Oldenburg in Mittelalter und früher Neuzeit*, in: Heinrich Schmidt und Ernst Hinrichs, *Geschichte der Stadt Oldenburg*, 1: Von den Anfängen bis 1830, Oldenburg 1997, S. 11-477, hier S. 15 f.

56) „Heidenwall“: Schmidt (wie Anm. 55), S. 15; Dieter Zoller, *Neue Erkenntnisse zur Stadtkernforschung in Oldenburg*, in: Karl Otto Meyer (Hrsg.), *Bodenfunde aus der Stadt Oldenburg*, Oldenburg 1988, S. 54-61, hier S. 54.

57) Wildeshausen: Eckhardt (wie Anm. 3). – Hinzuweisen ist auf den sog. „Heidenwall“ bei Dehlthun westl. Ganderkesee: eine wohl im 10. Jh. angelegte Ringwallanlage. Vgl. Hans-Wilhelm Heine in: *Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 31: Stadt und Landkreis Oldenburg*, Stuttgart 1995, S. 163 f.; Fritz Schröer, *Burgen und Landwehren im Landkreis Oldenburg*, in: Walter Barton (Red.), *Der Landkreis Oldenburg. Menschen – Geschichte – Landschaft*, Oldenburg 1992, S. 51-68, hier S. 53 f. Vgl. zuletzt Hans-Wilhelm Heine, *Heidenwall bei Dehlthun*, in: Both, *Denkmäler* (wie Anm. S. 52), S. 345-348.

58) Dersaburg: Gerd Steinwascher, *Siedlung und Kirche in Früh- und Hochmittelalter*, in: Klaus J. Bade u.a. (Hrsg.), *Damme. Eine Stadt in ihrer Geschichte*, Sigmaringen 1993, S. 45-64, hier S. 49. Vgl. zuletzt Hans-Wilhelm Heine, *Die Dersaburg zwischen Damme und Holdorf in den Dammer Bergen*, in: Both, *Denkmäler* (wie Anm. 52), S. 435-437.

59) Gaue: Heinrich Schmidt, *Grafschaft Oldenburg und oldenburgisches Friesland in Mittelalter und Reformationszeit*, in: Eckhardt (Hrsg.), *Geschichte* (wie Anm. 4), S. 97-171, hier S. 99; Sello (wie Anm. 54), S. 75 ff.

60) Zoller, *Vor- und Frühgeschichte* (wie Anm. 4), S. 61.

Strukturen unseres Gebietes für das 10., 11. Jahrhundert nur in Andeutungen, nicht schon durchgehend erfassen. Mancherorts sind sie nur zu unterstellen<sup>61)</sup>.

Ob die älteren, aus der heidnisch-sächsischen Zeit überkommenen Zusammenhänge von „Gauen“ in der bäuerlichen Sphäre noch von orientierender Relevanz waren, steht dahin. Gaunamen zwar – *in pago Lere*, *Leurigau*, *in pago Hasegowe*, *Hasegau*, *in pago Lara vel Steiringa*, *Largau* oder *Stuhrgau* – werden auch in Urkunden des 10. und 11. Jahrhunderts noch benutzt<sup>62)</sup>. Aber sie dienen zur Lokalisierung grundherrlicher und sonstiger adliger Besitzrechte, spiegeln also herrschaftliche Raumvorstellungen wider; daß sie auch für regionales Identitätsbewußtsein in der bäuerlichen Bevölkerung stehen könnten, ist zumindest fraglich. Auch der Name des Ammerlandes, *Ammeri*, ist zuerst – wie für das frühe Mittelalter nicht anders zu erwarten – in herrschaftlichen Texten belegt<sup>63)</sup>. Er dürfte indes jünger sein als die anderen Gaunamen unserer Region. Seine Verbindlichkeit gewinnt er in der Wechselbeziehung zu einer erst in karolingischer Zeit beginnenden, bis in das hohe Mittelalter anhaltenden Siedlungsraum-Erschließung; wohl schon deswegen blieb er auch im bäuerlichen Bewußtsein dauerhafter lebendig, während andernorts die hergebrachten Regionalidentitäten zu verblassen begannen. Wie weit das Wissen um die Zugehörigkeit zu einem die engere Region übergreifenden, sächsischen oder wenigstens engrischen bzw. westfälischen Stammes- und Traditionszusammenhang für das bäuerliche Selbstverständnis an Hunte und Soeste noch von irgendwelcher Bedeutung war, ist uns vollends verborgen. Für adliges Denken wird die sächsische, die westfälische Zuordnung von fragloser Relevanz gewesen sein. Aber adlige und bäuerliche Erfahrungs- und Vorstellungswelten haben sich zweifellos auch zwischen Weser und Ems deutlich voneinander abgehoben. Entsprechend zogen sich die bäuerlichen Orientierungshorizonte um eine sehr viel engere, meist sicher nur lokale Lebenswelt.

Natürlich wußte man sich südlich der Wapel von den nördlich wohnenden Friesen unterschieden. Schon deren abweichende Sprache distanzierte das Bewußtsein von ihnen. Aber wo Sachsen und Friesen einander begegneten, mußten sie zugleich die jeweiligen Eigenarten in der sozialen und rechtlichen Situation wahrnehmen<sup>64)</sup>. Vermutlich wurde der Begriff „Friese“ in Rüstringen, Östringen, Wangerland um 1000 nicht schon, wie im späteren Mittelalter, als ein Synonym für persönliche Freiheit aufgefaßt; doch die Bewußtseinsentwicklung zu einem entsprechenden, um 1100 dann greifbaren Verständnis von friesischer Stammesidentität, „friesischer Freiheit“ dürfte damals begonnen haben<sup>65)</sup>. Sie machte die friesische Stammeszugehörigkeit,

61) Zum „Fronhofsverband Wildeshausen“ und zu dem von Visbek aus verwalteten grundherrlichen Besitz des Klosters Corvey in unserem Gebiet vgl. Eckhardt (wie Anm. 3), sowie Bernhard Brockmann, *Die Christianisierung des Oldenburger Münsterlandes. Abt Gerbert-Castus in seiner Zeit*, Vechta 1996, bes. S. 120 ff. (jeweils mit älterer Literatur). Auf ältere grundherrschaftliche Strukturen läßt sich aus der Besitzausstattung des Klosters Rastede im Ammerland und im friesischen Rüstringen schließen; vgl. die Besitzbestätigung durch Papst Calixt II. 1124, Oldenburgisches Urkundenbuch (künftig: OldUB) IV, Nr. 2.

62) Vgl. z.B. OldUB II, Nr. 5, 6, 9.

63) Last, Adel (wie Anm. 14), S. 15 f.

64) Vgl. z.B. die 16. der „17 Küren“, hier zitiert nach Buma/Ebel, *Rüstringer Recht* (wie Anm. 42), S. 40/41: Beharren der Friesen auf Behandlung nach friesischem Recht in sächsischem Gebiet.

65) Vgl. auch Heinrich Schmidt, *Stammesbewußtsein, bäuerliche Landesgemeinde und politische Identität im mittelalterlichen Friesland*, in: Peter Moraw (Hrsg.), *Regionale Identität und soziale Gruppen im deutschen Mittelalter* (Zeitschrift f. Historische Forschung, Beiheft 14), Berlin 1992, S. 15-39,

den friesischen Stammesnamen im bäuerlichen Bewußtsein nördlich der Wapel populär – zu einer Zeit, als der Gedanke, Sachse zu sein, für das bäuerliche Selbstgefühl im altsächsischen Stammesraum schon ziemlich belanglos war. Die auf breiter sozialer Basis sich entfaltende friesische Eigenständigkeitsbewegung – in Östringen werden die Billunger sie bald nach der Mitte des 11. Jahrhunderts blutig zu spüren bekommen – : diese aufsteigende Neubildung landesgemeindlicher Zusammenhänge aktualisierte auch die alten friesischen Gaunamen. So wurden im heute oldenburgischen Teil Frieslands *Wanga* (Wangerland), *Asterga* (Östringen), *Hriustri* (Rüstringen) zu Raumbegriffen einer sich auf das jeweilige Landrecht beziehenden, prinzipiell genossenschaftlich strukturierten politischen Selbstbestimmung<sup>66</sup>).

Die Entwicklung dahin ließ sich um die Jahrtausendwende noch nicht absehen. Aber sie kam in Gang, und sie trug dazu bei, daß die Friesen nördlich, die Sachsen südlich der Wapel – noch um 1500 würde man sie in Friesland *Dudesche* nennen, Deutsche – einander für lange Zeit fremde Völker blieben oder gar erst wurden<sup>67</sup>). Daran änderte auch ihre gemeinsame Zugehörigkeit zum kirchlichen, geistlichen Kompetenzraum des Bremer Erzbischofs nichts. Das seit der karolingischen Mission von Bremen, von Visbek, dann von Corvey und von Osnabrück aus eingedrungene Christentum hob gentile und regionale Identitäten nicht auf. Ohnehin hatte die Christianisierung den Weser-Ems-Raum bis zur Jahrtausendwende eher punktuell als in der Fläche und jedenfalls nicht mit einer gleichmäßig wirkenden religiösen Orientierungskraft erfaßt<sup>68</sup>). Es gab örtliche und regional ausstrahlende Konzentrations- und Ausgangspunkte christlicher Aktivität, so natürlich und vor allem Bremen, den Bischofssitz, so Anfang des 9. Jahrhunderts Visbek, das kleine, 855 von Corvey übernommene Kloster, von dem aus Castus gewirkt hat, so noch immer, wenn auch mit verblaßter sakraler Anziehung, Wildeshausen, wo dank Waltberts frommer Initiative das *corpus* des heiligen Alexander verehrt und von einer Gemeinschaft von Klerikern betreut wurde<sup>69</sup>). Überhaupt scheint sich die Geest um Visbek und Wildeshausen – dichter besiedelt als das nördlich angrenzende Gebiet – schon seit Castus vergleichsweise rascher für Christus geöffnet zu haben. Jedenfalls standen hier die noch aus Holz gebauten Kirchen schon in etlichen Dörfern, Krapendorf, Langförden, Emstek, Dötlingen, Großenkneten, Ganderkesee, während das erste Gotteshaus des nur schütter bewohnten Ammerlandes, wenn der Rasteder Überlieferung zu trauen ist, erst 1057 in Wiefelstede geweiht wurde<sup>70</sup>). Hier dürften um die Jahrtausendwende noch Menschen alt geworden sein, ohne je eine christliche Kirche gesehen oder gar betreten zu haben. Auf der Wildeshauser Geest dagegen hatte schon herrschaftlicher Christianisierungswille auch für bäuerlichen Christus-Gehorsam gesorgt.

bes. S. 16 ff. Zur Ausbildung des friesischen Freiheitsbewußtseins jetzt ausführlich: Almuth Salomon, *Geschichtsbilder* (wie Anm. 28), bes. S. 27 ff.

66) Schmidt, *Grafschaft Oldenburg* (wie Anm. 59), S. 115 ff.

67) Vgl. z.B. Edzard und Uko von Ostfriesland an das Kirchspiel Mederns, 1497 März 28: *Duetsche heren* (= die Grafen von Oldenburg) sollen ferngehalten werden: OldUB VI, Nr. 368.

68) Schmidt, *Kirchengeschichte* (wie Anm. 15), S. 24 ff.

69) Ebd. – Vgl. für Wildeshausen Eckhardt (wie Anm. 3), S. 71 ff., für Visbek Brockmann, *Christianisierung* (wie Anm. 61).

70) Schmidt, *Kirchengeschichte* (wie Anm. 15), S. 27 ff.

Es waren auch um das Jahr 1000 noch immer vor allem adlige Initiativen, die Christus und seinen Priestern den Weg in die bäuerliche Welt öffneten. Adlige Kirchenstifter handelten sicher in einem Bewußtsein herrschaftlicher Verantwortung, aber zugleich um der eigenen Selbstbestätigung und des eigenen Seelenheils willen, wenn sie Land und Mittel für den Bau eines Gotteshauses und die Versorgung der oder des Geistlichen zur Verfügung stellten: die unabdingbaren Voraussetzungen kontinuierlicher Heilspräsenz und Heilsvermittlung. Um 970 läßt die zu Widukinds und Waltberts Nachkommenschaft gehörende, hochadlige Dame Altborg – Mutter des damaligen Osnabrücker Bischofs Liudolf und von ihm beraten – in dem ihr eigenen Dorfe Essen eine Kirche erbauen, die sie relativ großzügig mit Einkünften ausstattet, vielleicht auch in der Hoffnung, es könne sich hier ein sakrales Zentrum von überörtlicher Bedeutung ausbilden<sup>71</sup>). Die neue Kirche soll Reliquien des edlen Märtyrers Pankratius und anderer Heiliger aufnehmen und gleichsam ihre Heimstatt werden: als eine Stätte, von der heilsame Wirkungen auf die umwohnende Bevölkerung, ihre Gesundheit, ihre Existenzbehauptung und damit auf ihren Glauben ausgehen.

Im östringischen Reepsholt übertrugen um 980 zwei ausreichend vermögende, aber erbenlose Schwestern ihr Eigentum an Gütern und Rechten der Bremer Kirche, mit dem Wunsch, es möge auf diesem Besitz ein Stift, *monasterium*, mit einer Gemeinschaft von Geistlichen errichtet werden<sup>72</sup>). Der fromme, gottgefällige und von Gott zu belohnende Entschluß der beiden Damen ist offensichtlich von dem Bremer Erzbischof Adaldag angeregt worden. Er sah die Möglichkeit und nahm sie wahr, mit dem neuen Kollegiatstift ein geistlich-religiöses Kraftzentrum, den Rückhalt für eine sich vertiefende Christianisierung etablieren zu können: in einer bisher eher gottfernen Gegend, die wegen ihrer Unsicherheiten, ihres fremdartigen, barbarischen Charakters, ihrer, noch für Adam von Bremen, von unwegsamem Sümpfen bewirkten Unzugänglichkeit von auswärtigen Klerikern offenbar lieber gemieden als begeistert aufgesucht wurde und der es an eingeborenen Priesteramtsaspiranten wohl noch erheblich mangelte<sup>73</sup>). Von den etwa fünfzig Kirchen, die nach Adam um 1075 im friesischen Teil der Bremer Diözese gestanden hätten, werden viele im späten 10. Jahrhundert noch gar nicht existiert haben<sup>74</sup>). Erst um die Jahrtausendwende scheint dort der Bau von – noch hölzernen – Gotteshäusern lebhafter in Gang gekommen zu sein – ob nun auf Antrieb einzelner, vermögender Stifter oder vielleicht auch, da und dort, schon durch genossenschaftliche Gründungsinitiative, wissen wir nicht<sup>75</sup>). Die bäuerliche Akzeptanz der Christianisierung wurde stärker. Aber auch jetzt, in den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts, lebten noch heidnische Traditionen, Verhaltensweisen, sogar Gottesdienste nach<sup>76</sup>).

Wiederum Adam von Bremen verdanken wir eine in dieser Hinsicht aufschlußreiche Information, wenn er über den Erzbischof Unwan (um 1020) berichtet: er habe be-

71) OldUB V, Nr. 14; vgl. Karl Schmid, Die Nachfahren Widukinds, in: Deutsches Archiv f. Erforschung des Mittelalters 20, 1964, S. 1-47, hier: S. 8 f.

72) Moßig, Stift Reepsholt (wie Anm. 45), S. 84 ff.

73) Unzugänglichkeit Frieslands: Adam (wie Anm. 25), S. 180/181 (Scholion). Die Östringer Friesen als *barbara gens*: ebd. S. 380.

74) Kirchen: wie Anm. 73, S. 180/181.

75) Datierung des frühen Kirchenbaus im Küstengebiet: Haiduck, Beginn (wie Anm. 52), bes. S. 108 ff.

76) Schmidt, Kirchengeschichte (wie Anm. 15), S. 30 f.

fohlen, alle heidnischen Bräuche, *ritus paganicos*, die der Aberglaube hiezulande, *in hac regione*, noch eifrig in Kraft hielt, gründlich auszumerzen. So ließ er für heilig gehaltene Haine, die „unsere“, *nostri paludicolae* – eigentlich wohl: Moorbewohner, vielleicht aber auch: Marschleute? – in törichter Verehrung, *stulta ... reverentia*, regelmäßig aufsuchten, niederhauen und mit dem so gewonnenen Holz in der gesamten Diözese Kirchen erneuern<sup>77</sup>).

Sieben, acht Generationen waren aufeinander gefolgt, seit fränkische Schwerter der christlichen Glaubenspredigt bei Sachsen und Friesen den Weg geebnet und der heilige Willehad und seine Helfer beiderseits der Unterweser ihr Missionswerk begonnen hatten – und noch immer hielt sich hier Heidentum in offenbar erheblicher Dichte. Bei der Zerstörung seiner Haine scheint reichlich Bauholz angefallen zu sein. War es verbissener Trotz, der sich so lange im heidnisch Überkommenen zu behaupten vermochte oder einfach nur verkehrtsferne Rückständigkeit, das Bedürfnis, göttliche Auskünfte und Hilfen, die das Christentum mangels Kirchen und priesterlicher Unterweisung noch nicht vermitteln konnte, in der von alters her tradierten Weise einzuholen, vielleicht auch Angst vor der Rache der Götter, die Untreue bitter bestrafen würden? Wir kommen in dieser Frage nicht über Vermutungen hinaus, wissen jene heidnischen Gottesdienste *in hac regione* nicht genauer zu lokalisieren, können ihre sozialen Voraussetzungen nur erahnen. Sicher waren sie nicht nur eine Sache so genannter „unterbäuerlicher Schichten“ und religiöser Einzelgänger, sondern einer im nachbarlichen Verband agierenden, bäuerlichen Bevölkerung, deren religiöses Verhalten anscheinend durch lange Zeit keinem besonderen herrschaftlichen Druck ausgesetzt war. Sie suchte die Gegenwart ihrer Gottheiten – Donars? – an Orten, die wegen ihres unberührten, gleichsam aus Urzeiten herübergewachsenen Erscheinungsbildes und Charakters und dank ihrer dem Bewußtsein vorgegebenen kultischen Tradition als von heiliger Kraft aufgeladen und ehrwürdig galten; sie meinte göttliche Mächte unmittelbar in den bewegenden Energien der Natur und ihres Wachstums zu finden; sie verstand sich noch nicht so recht auf einen allmächtigen Gott, der natürlich seinen Ort, wie es sich für Götter gehörte, im Himmel hatte, aber eben nicht zugleich auch in bestimmten Gestaltungen und Phänomenen der von ihm geschaffenen, daher nicht unmittelbar mit ihm zu identifizierenden irdischen Welt präsent und anzubeten war. Er offenbarte sich nicht eigentlich in seiner „Schöpfung“, sondern in seinem heiligen Wort und in seinem heilbringenden, sakramental zu vergegenwärtigenden Sohn, im Bannkreis seiner Altäre also, in geweihten Kirchenräumen, die in ihrer spezifischen, alles die Seele Bedrohende, Böse, Dämonische ausgrenzenden Sakralität den jenseitigen Gottesraum und sein Heil mit der irdischen Sphäre verbinden sollten. Mit der daraus folgenden Entzauberung der Natur taten sich, bekanntlich, nicht nur die Heiden schwer; der „Aberglaube“, der sich durch die christlichen Jahrhunderte bis in die Neuzeit zieht, bezeugt dies in vielfältiger Weise.

Was immer die letzten Heiden der Bremer Diözese noch im frühen 11. Jahrhundert in ihren überlieferten Kulturen festhielt: für Erzbischof Unwan, den Angehörigen des hochadligen Familienkreises der Immedinger, aber natürlich auch für den gelehrten

77) Adam (wie Anm. 25), S. 284/285.

Domscholaster Adam handelten sie „töricht“, „einfältig“<sup>78</sup>). Diese Einschätzung entsprach dem allgemeinen herrschaftlichen Klischee für eigenständiges bäuerliches Denken und Verhalten; sie reflektiert damit zugleich ein kirchlich-adliges Überlegenheitsbewußtsein<sup>79</sup>). Auf seiner Bildungsebene stimmten kirchlich tradiertes christliches Glaubenswissen und allgemeine Vernunft noch ganz selbstverständlich überein; entsprechend waren unchristliche, heidnische Gottesdienste als Ausdrucksformen gräßlicher Unvernunft anzusehen und zu verurteilen: *stulta reverentia*, törichte Verehrung. Wahrer Gotteskult hielt sich nicht an alte Eichen, sondern an die „heilige Schrift“. Deren Kenntnis und Auslegung setzte freilich lateinische Sprachkenntnis und Belesenheit voraus: Fähigkeiten, die der schriftlosen bäuerlichen Welt unendlich fern lagen. Sie mußten gewiß auch nicht elementar adlig sein: Umgang mit Schreiberei und Geschriebenem gehörte wahrlich nicht zur Normalität adligen Kriegertums, konnte von ihm sogar als inferior verachtet werden, und wenn man Kultur mit literarischer Bildung gleichsetzt, gilt in der Tat: „Der feudale Adlige des frühen Mittelalters besaß Kultur, indem er ihre Produzenten besaß oder beanspruchte“<sup>80</sup>). Doch ist für die Mehrheit der Mönche und Kleriker, die sich um die Jahrtausendwende in Klöstern und an Domschulen – auch in Bremen – um die damals aktuellen Wissenschaften und um theologische Kenntnisse bemühten, adlige Herkunft anzunehmen<sup>81</sup>). Das richtige, gottgefällige Wissen verband sich mit dem angeborenen Anspruch, das Verhalten der Unwissenden herrschaftlich lenken zu dürfen und zu müssen, und Erzbischof Unwan, der seine Leute losschickte, die heiligen Haine der Heiden abzuholzen, kam den davon Betroffenen in der Tat herrschaftlich. Christliche Glaubensüberzeugung, die zu Willehads Zeiten, im späten 8. Jahrhundert, im Angesicht heidnischer Widerspenstigkeiten noch allen Mut aufbieten mußte, um bestehen zu können, und offenbar auch im 9., ja, bis ins 10. Jahrhundert zuweilen davor zurückschreckte, sich in unserem Küstengebiet gefährlichen Bewährungen auszusetzen: sie hatte inzwischen auch in den letzten Winkeln des regionalen Heidentums alle Möglichkeiten irdischer Macht zur Hand und setzte sie in heilsbewußter Rücksichtslosigkeit ein. Dabei ging es auch darum, barbarische, dämonische Wildnisse, Machträume des Teufels, mit Hilfe der Axt zu besiegen. Eichenholz heidnischer Kultplätze, das man in geweihten christlichen Kirchen verbaute, wurde frei von teuflischer Ausdünstung, und mit den Lichtungen, in die der vom Erzbischof befohlene, religiöse Holzeinschlag die alten Haine verwandelte, gewann das Licht des Christusglaubens neuen Raum<sup>82</sup>). Die Wechselbe-

78) Über Unwan vgl. W. Seegrün in: Lexikon des Mittelalters VIII, 1997, Spalte 1274; Schulze, Erzbischöfe (wie Anm. 37, 52 f.); Peter Johaneck, Die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen und ihre Kirche im Reich der Salierzeit, in: Weinfurter (Hrsg.), Salier (wie Anm. 47), Band 2: Die Reichskirche in der Salierzeit, Sigmaringen 1991, S. 79-112, bes. S. 89 f.

79) Vgl. über den sächsischen Adel und die „einfachen Menschen“ im Sachsen des 11. Jh.s auch Schubert, Geschichte (wie Anm. 46), S. 186.

80) So W. Haubrichs, Art. Bildungswesen (5.-10. Jh.), in: Reallexikon der Germ. Altertumskunde (wie Anm. 5), Band 2, Berlin/New York 1976, S. 598-606, hier S. 603.

81) Vgl. allgemein zur Wechselbeziehung von Adel – Kirche – Bildung im ottonischen Zeitalter: Johannes Fried, Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024, Berlin 1994, bes. S. 808 ff.; vgl. ebd. S. 834 ff.: „Verschmelzung der Bildungs- und der Machteliten“. Zu den Domschulen im Sachsen des 11. Jh.s: Schubert, Geschichte (wie Anm. 46), S. 255 ff.

82) Vgl. auch Dinzelbacher, Angst (wie Anm. 12), S. 51 ff.

ziehung von Rodung in der Wildnis, Landesausbau, und einer vertieften Christianisierung gerade in der bäuerlichen Sphäre, die das hohe Mittelalter kennzeichnet, deutet sich hier an<sup>83</sup>).

In Bremen wurde mit dem einst heidnischen Holz die Kapelle des heiligen Veit erbaut und die *capella sancti Willehadi* erneuert<sup>84</sup>). Längst war damals die Konkurrenz des Bremer Heiligen mit dem benachbarten, Wildeshauser Märtyrer Alexander, wer von beiden, wie Adam schreibt, „größer“ und wegen seiner Heilungskraft bei den Leuten beliebter sei, entschieden – jedenfalls, was die Konsequenz für ihre Orte betraf<sup>85</sup>). Bremen, in seiner ungleich besseren Verkehrslage, ragte als Sitz des Erzbischofs an Bedeutung und Ansehen weit über den Ort des Alexanderstiftes hinaus, war ihm überlegen mit der Zahl der Kirchen und Altäre und damit an sakraler Kraft und Attraktivität, stand ihm aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht und in der Menge, der sozialen Differenzierung seiner Bewohner deutlich voran<sup>86</sup>). Dabei handelte es sich auch für Adam noch immer nur um einen „ziemlich kleinen“ Platz, *parvula Brema*. Doch sei es dem glänzenden, ruhsüchtigen Erzbischof Adalbert gelungen, ihn als ein „Abbild Roms“ bekannt zu machen; aus allen Ländern der Erde, vor allem von den Völkern des Nordens, seien die Besucher nach Bremen gekommen. Adalbert amtierte seit 1043; vor seiner Zeit wird es in dem Bischofssitz an der Weser ruhiger zugegangen sein<sup>87</sup>). Aber Wildeshausen blieb auch schon im 10. Jahrhundert weit hinter ihm zurück: ein bescheidener Ort am nordöstlichen Rande der Osnabrücker Bischofsdiözese, mit einer Klerikergemeinschaft, von der wir nicht sehen, wie sie sich seit den Tagen des Grafen Waltbert hatte entwickeln können<sup>88</sup>). Als einer der Priester gewordenen Nachfahren Waltberts hatte der Bischof Liudolf von Osnabrück – der Stiftungsverfügung gemäß – das Rektorat des Stifts übernommen. Doch scheint es ihm nicht besonders am Herzen gelegen zu haben; jedenfalls gab er die Alexanderkirche mit all ihren grundherrlichen und sonstigen Besitzrechten im Tausch gegen anderes Gut an Kaiser Otto II. Otto wiederum übertrug Wildeshausen 980 an das eben von ihm gegründete Kloster Memleben an der Unstrut: einen fernen Eigentümer, der vermutlich kaum die Möglichkeit fand, seinen Besitzanspruch an der Hunte wirklich zu realisieren<sup>89</sup>). Die enge Beziehung Memlebens zum ottonischen Kaiserhause, sein Charakter als Königskloster bot indes die Voraussetzung für ein Ereignis, das Wildeshausen im März 988 ein paar Tage lang in die hellste Aufregung versetzt haben dürfte: den Besuch der Kaiserin Theophanu, ihres noch nicht ganz achtjährigen, königlichen Sohnes Otto III. und des kaiserlichen Gefolges

83) Vgl. auch Heinrich Schmidt, Kirchenbau und „zweite Christianisierung“ im friesisch-sächsischen Küstengebiet während des hohen Mittelalters, in: NdsJb., 59, 1987, S. 63-93, hier S. 70 ff.

84) Adam (wie Anm. 25), S. 284/285.

85) Konkurrenz der Heiligen: Adam (wie Anm. 25), S. 204/205. Vgl. auch Dieter Hägermann, Bremen und Wildeshausen im Frühmittelalter. Heiliger Alexander und Heiliger Willehad im Wettstreit, in: OldJb. 85, 1985, S. 15-33.

86) Bremen um die Jahrtausendwende: Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen I, Bremen 1975, bes. S. 29 ff.

87) „Abbild Roms“: Adam (wie Anm. 25), S. 358/359.

88) Vgl. Eckhardt (wie Anm. 3), bes. S. 80 ff.

89) Ebd. S. 81. Daß die Übertragung Wildeshausens an die Abtei Memleben „nicht wirksam geworden“ sei, vermutet auch Thomas Vogtherr, Die Reichsabteien der Benediktiner und das Königtum im hohen Mittelalter, Stuttgart 2000, S. 124.

– oder, anders gesagt: den rasch vorübergehenden Aufzug der großen mittelalterlichen Welt auf einer damals doch recht kleinräumigen Bühne.

Von wo aus die Kaiserin, der noch unmündige König und ihr Hof nach Wildeshausen aufgebrochen waren und welche Motive sie zum Besuch gerade dieses Ortes bewegten, wissen wir nicht<sup>90</sup>). Königtum demonstrierte seine Präsenz, seine Autorität im ottonischen, im salischen Reichsgebiet nicht von einer zentralen, festen Residenz aus; die Könige oder Kaiser waren grundsätzlich unterwegs, suchten je nach Bedarf Regionen ihres Herrschaftsbereiches, jeweilige Interessen- oder auch Krisenräume auf, machten dort die Existenz, die Gegenwart des in ihnen personifizierten, in ihrem herrscherlichen Aufzug sich darstellenden Reiches anschaulich und erfahrbar – eine Gegenwart, so wollte es die Überzeugung, der heilsamen Ordnung, der Gerechtigkeit, der Gottesnähe: der König als *Christus Domini*, Gesalbter des Herrn, der für das Recht sorgte, Frieden bewirkte, Heil ausstrahlte über Land und Leute<sup>91</sup>). So bewegte er sich mit seinem Gefolge von Königspfalz zu Königspfalz, lud sich an Bischofssitzen ein, nahm in Reichsklöstern Herberge und nutzte ihre Pflicht, ihn im Rahmen des dem König geschuldeten *servitium regis* mit Obdach und Kost zu versorgen<sup>92</sup>) – und so erschien er, Otto III., begleitet, genauer: dirigiert von seiner Mutter Theophanu, Mitte März 988 in Wildeshausen. Unmittelbare politische Anlässe dafür sind nicht zu erkennen. Politischer Nutznießer seines Besuches war, nach den in Wildeshausen ausgestellten Urkunden, vor allem der Erzbischof von Bremen; vielleicht kamen Theophanu und Otto auf seine Anregung hin an die Hunte. Möglicherweise lag der Kaiserwitwe, der Regentin und ihren Ratgebern gleichzeitig ganz allgemein daran, die Tatsache, die Autorität des Reiches, wenigstens im Vorübergehen, auch in den nördlichen Gegenden, mit Wirkungen bis nach Skandinavien hin, zur Anschauung zu bringen; vermutlich wollte man dabei zugleich dem heiligen Alexander Verehrung erweisen<sup>93</sup>). Bremen hätte dem kaiserlich-königlichen Auftritt und Reisetroupe sicher geräumigere Möglichkeiten geboten. Aber der dortige Hausherr, Erzbischof Adaldag – einst der vertraute Berater Ottos des Großen – war ein nach mittelalterlichen Begriffen uralter Mann, deutlich über achtzig und wohl schon sehr gebrechlich; Ende April würde er sterben<sup>94</sup>). Möglich, daß man ihn schonen wollte. Doch er kam noch herüber nach Wildeshausen und er brachte Urkunden mit, in denen Otto I. und Otto II. Besitzstände und Rechte der Bremer Kirche bestätigt und erweitert und ihren erzbischöflichen Rang bekräftigt

90) Eckhardt (wie Anm. 3), S. 81 f.; vgl. Karl und Mathilde Uhlirz, *Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III.*, 2: Otto III. 983-1002, Berlin 1954, S. 92 ff.

91) Aus der Fülle der relevanten Literatur: Fried, *Weg in die Geschichte* (wie Anm. 81), S. 632 ff.: ottonisches Königtum; ebd. S. 660 ff.: der König im Reich unterwegs. Thomas Zott, *Die Gegenwart des Königs. Zur Herrschaftspraxis Ottos III. und Heinrichs II.*, in: Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter, *Otto III. – Heinrich II. Eine Wende?*, Sigmaringen 1997, S. 349-386.

92) *Servitium regis*: grundlegend Carlrichard Brühl, *Fodrum, gistum, servitium regis. Studien zu den wirtschaftlichen Grundlagen des Königtums im Frankenreich und in den fränkischen Nachfolgestaaten Deutschland, Frankreich und Italien vom 6. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*, Köln/Graz 1968, bes. S. 116 ff.

93) Beziehung der späten Ottonen zum hl. Alexander: vgl. die Andeutung bei Gerhard Streich, *Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrnsitzen*, Teil I (Vorträge u. Forschungen, Sonderband 29/I), Sigmaringen 1984, S. 161.

94) Lebensdaten Adaldags: vgl. K. Jordan in: *Lexikon des Mittelalters I*, 1980, Spalte 104.

hatten. Diese Diplome, darunter die Gründungsurkunde für Reepsholt, ließ Adal-  
dag jetzt von der Kanzlei des Königs überprüfen und von Otto III. erneuern – und  
nur aus diesen Neuausfertigungen, ihrer jeweiligen *narratio*, ihrem abschließenden  
Vermerk: *Actum Wildeshuson* wissen wir überhaupt, daß und wann Theophanu mit  
ihrem Sohn in Wildeshausen war<sup>95</sup>).

Andere Informationen darüber gibt es nicht; wir bleiben auf unsere Vorstellungskraft angewiesen, wenn wir uns ein Bild machen wollen von dem herrscherlichen Aufenthalt an der Hunte und von den Problemen, die er dem räumlich doch recht begrenzten Alexanderstift und dem kleinen Ort gemacht haben muß. Kaiserin und König kamen mit Repräsentationsansprüchen, denen, was die öffentlichen Auftritte anging, am ehesten wohl der Kirchenraum gerecht wurde. Hat man dort auch Mahlzeiten – auf ihre Weise ja ebenfalls Ereignisse königlicher Selbstdarstellung in adliger Öffentlichkeit – inszeniert? Wie fand sich die hoch gebildete, sensible, an bequemere Verhältnisse gewöhnte Kaiserin – selbst noch keine dreißig Jahre alt – mit den engen Provisorien ab, in denen sie sich mit ihren Damen und Mägden bewegen mußte<sup>96</sup>? Wie war die Kanzlei mit ihrem Leiter, dem Bischof Hildibald von Worms, und ihren Notaren untergebracht, wie die sonstige *capella regis*, wie das weitere, sicher nicht kleine Königsgefolge, Sachwalter von Hofämtern, Krieger, vielfach Herren, die ihrerseits wieder über Personal verfügten – alles in allem sicher einige hundert, vielleicht gar um die tausend Mann<sup>97</sup>? Nicht nur, daß man für sie alle Platz brauchte; es ging auch darum, Ehransprüchen, Selbstgefühlen durch halbwegs angemessene Quartierzuweisungen gerecht zu werden. Gut möglich, daß da immer wieder gereizte Empfindlichkeiten aufkochten. Natürlich kam auch Erzbischof Adal-  
dag nicht ohne ansehnliche Begleitung herüber. Herzog Bernhard, der Billunger, war anwesend; andere Herren des Adels aus der weiteren Region werden gewiß die Möglichkeit wahrgenommen haben, ihre Angelegenheiten vor Regentin und König zu bringen oder einfach nur Ehre aus vorübergehender Königsnähe zu gewinnen, darunter vermutlich auch Angehörige einer Familie, die im Hasegau und auf der Wildeshauser Geest grundherrlich groß begütert war, aber noch nichts von ihrer späteren Zukunft als „Grafen von Oldenburg“ wußte<sup>98</sup>). Große und weniger große Herren, sie alle, schon um ihres Ansehens willen, mit eigenem Gefolge, bis hinab zu den Futter- und Pferdeknechten, die ebenfalls irgendwie unterzubrin-

95) MGH, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser 2,2: Die Urkunden Ottos des III. (DD Otto III), Nr. 40–42. OldUB V Nr. 15–17 (Kurzregesten).

96) Über Theophanu unterrichten ausführlich die relevanten Beiträge in: Anton von Euw und Peter Schreiner (Hrsg.), Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends, Band II, Köln 1991. Vgl. auch die Literaturhinweise in Lexikon des Mittelalters VIII, 1997, Spalte 664.

97) Zahl des kaiserlichen bzw. königlichen Gefolges auf Umritten durchs Reich: Brühl (wie Anm. 92), S. 170: „mehrere, die Tausend überschreitende Hunderte“. Fried (wie Anm. 81), S. 662: „bis zu 2000 Personen“. So viele sind für den Aufenthalt in Wildeshausen kaum anzunehmen; man mußte die Leistungsmöglichkeiten des Stifts doch wohl berücksichtigen. Kanzlei: vgl. Josef Fleckenste in: Hofkapelle und Kanzlei unter der Kaiserin Theophanu, in: von Euw/Schreiner (Hrsg.) (wie Anm. 96), S. 305–310.

98) Besitz der späteren „Oldenburger“: Werner Hillebrand, Besitz- und Standesverhältnisse des Oldenburger Adels bis 1300 (Studien u. Vorarbeiten z. Hist. Atlas Niedersachsens 23), Göttingen 1961, bes. S. 65 ff. Vgl. zuletzt Wolfgang Bockhorst, Geschichte des Niederstifts Münster (Geschichtl. Arbeiten z. westfäl. Landesforschung 17), Münster 1985, S. 22 ff.

gen und zu versorgen waren: es muß ein gewaltiges Gedränge gewesen sein. Behalf man sich mit Zelten? Und was gab es aufzutischen, wie konnte das Alexanderstift den Speiseansprüchen erlauchter Gäste, wie dem robusteren Appetit ihrer dienenden Leute, dem Futterbedarf von Hunderten von Pferden gerecht werden – auf der Basis einer Grundherrschaft, die sich mit dem Königsgut um die großen Pfalzen nicht entfernt vergleichen ließ, und Mitte März, als die Wintervorräte der Einheimischen in Stift und Ort ohnehin schon weitgehend aufgebraucht waren und die Wiesen noch kein frisches Weidegras boten? Wahrscheinlich wird man auch von auswärts her, vor allem aus Bremen, aus den erzbischöflichen Speichern und Ställen, Nahrungsmittel für die vielen Menschen, Getreide, Wein und Bier, auch wohl Lebewiehe, Schweine und Schafe, und für die Pferde Heu herangeschafft haben<sup>99</sup>). Gewiß gereichte der Besuch von Kaiserin und König den Gastgeber zu hoher Ehre. Heimatstolzer Erinnerung konnte er ja auch im 20. Jahrhundert noch, richtiger wohl: wieder zur Gemütshebung dienen<sup>100</sup>). Aber patriotische Geschichtsschreibung schwebt meist hoch über den Wirklichkeiten des Alltags. Die acht oder zehn Kanoniker von St. Alexandri und die anderen Bewohner von Wildeshausen, die ihn damals erlebten, müssen den kaiserlichen Aufenthalt doch auch als eine schrecklich über sie hereingebrochene Plünderung und Plage erfahren und entsprechend tief durchgeatmet haben, als die hohen Herrschaften mit Gefolge und Troß wieder aufbrachen. Auf den 16., 18. und 20. März sind die in Wildeshausen ausgestellten Urkunden Ottos III. für die Bremer Kirche datiert; am 8. April, Ostern 988, feiern Kaiserin und König die Auferstehung des Herrn in Ingelheim, einer wirklich großen, geräumigen Pfalz, wo sie weitaus besser, bequemer, ansehnlicher wohnen und repräsentieren konnten. Sie werden also kaum mehr als sechs oder sieben Tage an der Hunte verbracht und das Alexanderstift, dem eine längere Königsgastung kaum zuzumuten war, auch ihrerseits mit einigem Aufatmen verlassen haben, um „des Rheins gesegnete Gebreite“ anzustreben und ein Osterfest in wirklich königlichem Gepränge begehen zu können<sup>101</sup>).

Doch trotz aller Probleme, Belästigungen, Bedrängnisse: die kaiserliche Gegenwart dürfte ein grandioses, tief im Gedächtnis haftendes Erlebnis für das kleine Wildeshausen und sein Umland gewesen sein. Dabei werden die meisten Einheimischen kaum Gelegenheit gefunden haben, den kaiserlichen Repräsentanten Gottes auf Erden halbwegs nahe zu kommen. Königsnähe war nichts für kleine, bäuerliche Leute; sie wurden aus ihr abgedrängt<sup>102</sup>). Und doch müssen sie, muß ihr archaischer Glaube die räumliche, örtliche Nähe des Königsheils zu spüren bekommen

99) Auswärtige Lebensmittellieferungen an königliche Aufenthaltsorte im Rahmen des *servitium regis*: Brühl (wie Anm. 92), S. 206 ff.

100) Vgl. Hermann Lübking/Wolfgang Jäkel, Geschichte der Stadt Wildeshausen, Oldenburg 1971, S. 30 f.; dazu Eckhardt (wie Anm. 3), S. 81 f.

101) Theophanu und Otto Ostern 988 in Ingelheim: Uhlirz, Jahrbücher (wie Anm. 90), S. 97.

102) Vgl. z.B. die enttäuschende Erfahrung, die um 1040 Aargauer Bauern machen mußten, als sie vergeblich versuchten, mit ihren Klagen bei Konrad II. Gehör zu finden: hier zitiert nach Günter Franz (Hrsg.), Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter (Ausgewählte Quellen z. deutschen Geschichte des Mittelalters 31), Darmstadt 1967, Nr. 54. Zum volkstümlichen Königsglauben allgemein: Hans Kurt Schulze, Königsherrschaft und Königsmuthos. Herrscher und Volk im politischen Denken des Hochmittelalters, in: Helmut Maurer/Hans Patze (Hrsg.), Festschrift für Berent Schweineköper zu seinem 70. Geburtstag, Sigmaringen 1982, S. 177-186.

haben: eine Erfahrung, die tiefer ins Gemüt ging als mit der Zeit verwehende Ärgernisse und von der sie wahrscheinlich gern und immer wieder Kindern und Kindeskindern erzählten, die in unseren randgelegenen Gegenden von Königen nur als fernen, beinahe mythischen Größen hörten.

Im zwölften Jahr nach dem kaiserlichen Besuch in Wildeshausen war Jahrtausendwende – ein Vorgang freilich, von dem wir nicht wissen, wie weit er hierzulande überhaupt das Bewußtsein der Menschen erreichte und gar die Gemüter erregte. Den Klerikern am Bremer Dom und an den Stiftskirchen in Bremen, in Wildeshausen, in Reepsholt war es sicher längst selbstverständlich, die Folge der Jahre nach der „Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi“ zu zählen; auch dürfte den Geistlichen an den – erst wenigen – dörflichen Tauf- und Pfarrkirchen die Jahresberechnung „nach Christi Geburt“ einigermaßen geläufig oder wenigstens bekannt gewesen sein<sup>103</sup>). Aber welche Vorstellungen verbanden sie mit dem Jahr 1000? In kulturell entwickelteren Regionen der damaligen Christenheit wurde die Gefahr, daß mit der Jahrtausendwende die Endzeit dieser Welt heraufdrohe, die Herrschaft des Antichrist und danach dann das den Sündern furchtbare Gericht Gottes, durchaus ernst genommen, diskutiert, verinnerlicht – jedenfalls von belesenen und um ihr und das allgemeine Seelenheil besorgten Geistlichen und Mönchen<sup>104</sup>). Zwar war die Jahresberechnung insgesamt noch keineswegs ganz sicher; auch blieb ungewiß, ob nun gerade das Jahr 1000 nach Christi Geburt die Endzeit anbrechen ließe oder ob sie nicht erst tausend Jahre nach der Kreuzigung und Auferstehung des Herrn, also 1033, zu erwarten sei, und letzten Endes wußte nur Gott allein, wann „des Menschen Sohn“ nun wirklich „in seiner Herrlichkeit“ zum großen Gerichtstag erscheinen würde. Aber die Anzeichen seiner Nähe verdichteten sich den Kundigen unverkennbar um die Jahrtausendwende – und natürlich suchten sie mit ihren Predigten auch der Laiensphäre den Ernst der Lage und den Nutzen vorsorgender Werke der Frömmigkeit einzuprägen<sup>105</sup>).

Doch konnte man damals selbst in schon so tief christianisierten Gegenden wie Burgund darüber klagen, wie sehr die „harten Herzen und stumpfen Sinne“ des „Volkes“ dem Ruf zur Buße verschlossen blieben<sup>106</sup>). In unserer Region, wo die Kirchen nicht so dicht standen und die Geistlichen nur erst einen Teil der Bevölkerung regelmäßig mit ihren Gottesdiensten erreichten, muß dies erst recht so gewesen sein – wenn denn überhaupt schon lebhafter zur Buße gerufen wurde. Keine Quelle verrät uns, wie weit die Kleriker in Bremen und Wildeshausen die Jahrtausendwende in ihrer eschatologischen Bedeutung tatsächlich wahrgenommen und in ihrem Bewußtsein bewegt haben; gut möglich, daß sie ihnen nicht besonders aktuell war<sup>107</sup>). Wie weit man außerhalb der Kirchen, in den Ortschaften der Cloppenbur-

103) Die erstmals von dem Abt Dionysius Exiguus 525 gebrauchte Jahresberechnung nach Christi Geburt verbreitete sich von England aus „im Verlauf des 8. Jh. über das fränkische Reich im Abendland“; vgl. P. J. Schuler im Art. Chronologie, Lexikon des Mittelalters II, 1983, Spalte 2035 ff., hier Spalte 2039.

104) Vgl. Johannes Fried, Endzeiterwartung um die Jahrtausendwende, in: Deutsches Archiv f. Erforschung des Mittelalters 45, 1989, S. 381–473; daß der „Untergangsglaube ... einige theologische und spekulative Schulung“ voraussetzte: ebd. S. 389.

105) Die „Verbreitung endzeitlichen Wissens“ über Predigten deutet Fried (ebd.) S. 400) an.

106) So der Mönch Radulf Glaber, zitiert bei Fried (ebd.), S. 415.

107) Zur Endzeit-Erwartung (bzw. ihrem Fehlen) im sächsischen Raum vgl. ebd. S. 431 f.

ger Geest und des Ammerlandes und auf den Wurten der friesischen Marsch von ihr wußte, bleibt erst recht verborgen. Was indes der Erzbischof Wulfstan von York 1014 für seine englische Diözese beobachtet, daß nämlich „viele die Gefahr“, die große Nähe des Antichrist, „nicht erkennen“, dürfte auch für unsere Gegenden gelten<sup>108</sup>). Vielerorts wird man schon deswegen nicht mit frommen Vorkehrungen auf sie reagiert haben, weil man noch gar nicht von ihr gehört hatte.

Menschen, die noch nicht in Jahren und Jahrhunderten nach Christi Geburt zu zählen vermochten, konnten entsprechend auch mit dem Begriff und den möglichen Konsequenzen des Jahrtausends noch nichts anfangen. Sie werden ihre Lebenszeit, wie eh und je, nach Sommern und Wintern und vielleicht auch, für ihre Generation, nach unvergeßlichen Erlebnissen berechnet haben: damals, so und so viele Winter, nachdem die Kaiserin in Wildeshausen war. Den Jahresübergang von 999 auf 1000 oder, exakter, von 1000 auf 1001 begingen sie, ohne von diesen Jahreszahlen zu wissen, wie alle Jahresübergänge, besser wohl: wie alle Mittwinter sonst, in den Bräuchen und Gewohnheiten dieser dunklen Zeit, in der die Tage anfangen, wieder länger zu werden, da und dort, wo es Kirchen gab, auch schon mit dem Höhepunkt der weihnachtlichen Meßfeiern<sup>109</sup>). Wer arm war und allein, unbehaust und ohne bergende Familie, hungerte und fror und suchte vielleicht die Nähe einer Kirche, weil er wenigstens dort auf Almosen hoffen durfte. Verwandte, Nachbarn trafen sich – wir haben keine Quellen darüber, vermuten es aber – zu gemeinsamen Mahlzeiten, festlich-kollektiven Selbstvergewisserungen, die hier schon Christi Geburt, dort noch immer die winterliche Sonnenwende zum Anlaß hatten, in jedem Falle aber sich zu gewaltigen Gelagen auswachsen konnten.

Erzbischof Adalbert beklagte sich später über die abscheuliche Trunksucht der Eingesessenen seiner Diözese und über ihre heidnische Gewohnheit, „die Tage vor den hohen Festen, die Heiligenfeste und die Würde der Fastenzeit mit Schlemmerei und Fleischeslust zu entweihen“<sup>110</sup>). Wahrscheinlich hatte er dabei vor allem adliges Verhalten vor Augen. Aber gerade zur Weihnachtszeit kann es auch im bäuerlich-dörflichen Kreise hoch hergegangen sein<sup>111</sup>). Die Menschen suchten den sozialen Zusammenhalt und seine Wärme; sie reagierten damit auch auf die zum Winter hin unwirtlich gewordene Natur und ihre gespenstischen, gefährlichen Düsternisse. Adam von Bremen hörte einmal, als es mit seinem Erzbischof auf's Ende ging, „ganze Wolfsrudel“ in der Nähe der Domburg „mit den Eulen um die Wette gräßlich heulen“<sup>112</sup>). Sollte dergleichen dämonischer Ruf nicht manchmal auch durch

108) Zitiert bei Fried (ebd.), S. 435 f.

109) Zum Stand der Christianisierung unseres Gebietes um 1000 vgl. oben S. 32-34

110) Adam (wie Anm. 25), S. 400/401 f.

111) Natürlich haben wir darüber keine zeitgenössischen Berichte. Aber Gastereien, wie sie von der wohl um 1100 aufgeschriebenen Passio Walfridi für die dörfliche Welt des friesischen Gebietes nahe Groningen – allerdings ohne Beziehung auf die Mittwinterzeit – bezeugt sind, dürfte es auch hierzulande gegeben haben (wobei es nicht in jedem Falle, wie in der Passio überliefert, bei Trunkenheit der Beteiligten zu einem Totschlag kommen mußte). Vgl. Remi van Schaik, Walfridus van Bedum, Groningen 1985, S. 140/141. Die aus dem Oldenburger Land überkommene Bezeichnung des Weihnachtsabends bzw. des Neujahrsabends als „Dickbuuksabend“ (vgl. Strackerjan, Aberglaube [wie Anm. 12], II, S. 34, 38) ist wohl erst frühneuzeitlich – aber wäre es völlig verfehlt, wenn man sie auf mittelalterliche Verhältnisse zurückprojizierte?

112) Wie Anm. 25, S. 412/413.

winterliche Abende unserer Geestdörfer gezogen sein, Schauern erregt und vielleicht gar verdämmerte Erinnerungen an altgehörte Geschichten wieder geweckt haben – etwa über jenen jenseitigen, unheimlichen Wolf, der sich losreißt und der Sonne nachjagt, um sie zu verschlingen<sup>113</sup>)? Zu keiner Zeit war er diesem Ziel näher als in den dunkelsten Tagen des Jahres – und durfte man wirklich sicher sein, daß sie, wie bisher noch immer, auch dieses Mal wieder höher, heller, wärmer am Himmel aufsteigen würde?

Weltuntergangsängste konnten schon vor der kirchlichen Buß- und Gerichtspredigt durch furchtsamere Gemüter gehen; sie waren nicht unbedingt an eine Jahrtausendrechnung gebunden. Sie antworteten, wie die Freude über den leuchtenden Frühling, auf den Gang der Natur, den Wechsel der Jahreszeiten. Die Menschen lebten – ob auf den Wurten der Rüstringer Marsch, ob am Rande der noch ungerodeten Stedinger Moore, ob auf der schon stärker kirchlich durchdrungenen Wildeshauser Geest – mit allem Bewußtsein in ihrer Gegenwart. Sie war in den Jahrzehnten um die erste christliche Jahrtausendwende – jedenfalls für unseren Rückblick – von damals schon altertümlichen Elementen ebenso durchfärbt, wie von der Andeutung neuer Entwicklungen. Aber noch dachte niemand im friesischen Östringen an künftige Granitquaderkirchen und landesgemeindliche Autonomie als Organisationsform „friesischer Freiheit“, und wer sich nahe dem Einfluß der Haaren in die Hunte um seinen Fischfang bemühte, hatte noch keine steingebaute, eher abweisende als freundliche Grafenburg vor Augen und keine Ahnung von einer Stadt namens Oldenburg. Die Bauern in Gristede, die in genossenschaftlicher Absprache Jahr für Jahr Roggen auf ihrem Esch aussäten und den Plaggenhau in ihrer Allmende zu organisieren begannen, wußten nicht, daß sie damit gewissermaßen auf dem Weg in ein neues bäuerliches Zeitalter waren. Die Welt ihrer – ihnen unbewußten – Jahrtausendwende füllte ihr Bewußtsein mit sehr anderen Bildern und Erfahrungen, als sie uns am Ende des zweiten, am Anfang des dritten Jahrtausends selbstverständlich waren und sind. Eine banale Erkenntnis, gewiß; aber es fällt nicht immer leicht, daraus Folgerungen für die eigene Selbsteinschätzung zu ziehen und, zum Beispiel, sich klar zu machen, daß auch unsere Gegenwart nicht das Maß aller Dinge ist.

113) „Ungeheuer in Wolfsgestalt“, das die Sonne bedroht: Jan de Vries, *Altgermanische Religionsgeschichte* I, 3. Aufl., Berlin 1970, S. 265.



Ernst Schubert

## Die Erforschung der kleineren Stadt

### Das Beispiel Wildeshausen

Erst in jüngster Zeit beginnt die deutsche Stadtforschung im stärkeren Maße als zuvor sich für das Thema der kleineren Stadt zu interessieren; denn allzu offensichtlich ist, daß vom Mittelalter bis in die Neuzeit alle stadthistorischen Konzepte an den Großstädten orientiert waren, obwohl diese die Ausnahme und nicht die Regel darstellten; der übliche Fall der deutschen Stadt ist der der kleineren Stadt. Dieser Sachverhalt ist auch in früheren Zeiten den Historikern nicht entgangen<sup>1)</sup>, aber die einschlägigen seltenen Arbeiten, für die stellvertretend hier nur die Forschungen von Hektor Ammann genannt seien<sup>2)</sup>, blieben weitgehend unbeachtet und werden erst heute als richtungweisend erkannt.

Der wissenschaftlichen Behandlung der Erforschung der kleineren Stadt stand zunächst das wirkungsmächtige Vorurteil entgegen, daß dieser urbane Typ ein Hort der Idylle gewesen sei, daß die wirklich treibenden Kräfte sowohl in wirtschaftlicher als auch in politischer Hinsicht in der Großstadt zu finden seien. Gewichtiger noch als dieses, von W. Reininghaus mit wünschenswerter Deutlichkeit widerlegte Klischee<sup>3)</sup>, erwies sich, daß der Begriff der kleineren Stadt im Grunde keinen klar umrissenen Typus darstellt. Selbst die Bevölkerungszahl gibt keine sicheren Anhaltspunkte für eine Typologisierung. Der erste Schritt muß also sein, nach Kriterien der Vergleichbarkeit zu suchen, um auf diese Weise nicht nur der numerischen Vielzahl der kleineren deutschen Städte, sondern auch ihrer Vielgestalt Herr zu werden.

Vergleichbarkeit. Sinnvollerweise versucht die Forschung nicht über eine notwendigerweise schematisierende Stadttypologie, sondern über die Städtelandschaften das Thema der kleineren Stadt zu behandeln. Dabei ergeben sich zwei Probleme, daß nämlich Stadt- und Gewerbelandschaften unterschiedlich definiert sein können

- 1) Vgl. den instruktiven Forschungsüberblick: Franz Irsigler, Städtelandschaften und kleine Städte, in: Helmut Flachenecker – Rolf Kießling (Hrsg.), Städtelandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Studien zum Phänomen der Kleinstädte während des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, 1999, S. 13-38.
- 2) Hektor Ammann, Wirtschaft und Lebensraum der mittelalterlichen Kleinstadt, Bd. 1, 1950.
- 3) Wilfried Reininghaus, Idylle oder Realität? Kleinstädtische Strukturen am Ende des Alten Reiches, in: Westfälische Forschungen 43, 1993, S. 514-529.

---

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Ernst Schubert, Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 5, 37073 Göttingen.